

Tagungsband der Forschungsstelle Grundlagen Kulturwissenschaft

 Forschungsstelle
Grundlagen Kulturwissenschaft

Gastherausgeberin: Dr. Helene Haas (Tübingen)

Herausgeber:

Prof. Dr. Jürgen Bolten (Jena)

Prof. Dr. Stefanie Rathje (Berlin)

Wissenschaftlicher Beirat:

Prof. Dr. Dr. h.c. Rüdiger Ahrens (Würzburg)

Prof. Dr. Manfred Bayer (Danzig)

Prof. Dr. Klaus P. Hansen (Passau)

Prof. Dr. Jürgen Henze (Berlin)

Prof. Dr. Bernd Müller-Jacquier (Bayreuth)

Prof. Dr. Alois Moosmüller (München)

Prof. Dr. Alexander Thomas (Regensburg)

Chefredaktion und Web-Realisierung:

Mario Schulz

Editing:

Susanne Wiegner

Fachgebiet:

Interkulturelle Wirtschaftskommunikation

Friedrich-Schiller-Universität Jena

ISSN: 1610-7217

www.interculture-journal.com





Inhalt

- 1 *Vorwort der Gastherausgeberin*
Helene Haas
- 5 *Die Problematik
des Pauschalurteils*
Klaus P. Hansen
- 19 *Gefangen im Container –
Kulturvergleiche und ihre räumliche
Vorbestimmung am Beispiel des Filmes
„Willkommen bei den Sch’tis“*
Jörg Scheffer
- 35 *Interkulturalität oder Alltagsleben:
Empirische Implikationen theoretischer Perspektiven*
Rüdiger Korff
- 45 *Stichprobenzugang oder das Sampling - Problem
bei Kulturvergleichenden
psychologischen Untersuchungen*
Petia Genkova
- 61 *Übersetzungsprobleme in der interkulturellen Befragung*
Helene Haas

Vorwort der Gastherausgeberin

Die Interkulturalitätsforschung hat in den letzten Jahrzehnten stark an Bedeutung gewonnen. Nicht nur Ethnologen, auch Linguisten, Psychologen, Soziologen und Managementforscher beschreiben und vergleichen Kulturen. Obwohl die interkulturelle Kommunikation inzwischen häufig als eigenständige akademische Disziplin mit einem vereinenden Paradigma gesehen wird, besteht über die anzuwendenden Forschungsmethoden noch immer Dissens.

Um den Dialog zwischen Interkulturalitätsforschern unterschiedlicher Mutterdisziplinen zu fördern, veranstaltete die von der Hansen-Stiftung¹ finanzierte Forschungsstelle Grundlagen Kulturwissenschaft² im Februar 2009 eine interdisziplinäre Tagung an der Universität Passau.³ Fachvertreter der Disziplinen interkulturelle Kommunikation, internationale Umfrageforschung, interkulturelle Bildung, Soziologie, Psychologie, Amerikanistik, Geographie, Südostasienkunde und Deutsch als Fremdsprache diskutierten über die Problematik kulturwissenschaftlicher Pauschalurteile und präsentierten unterschiedliche Methoden der Datenerhebung. Der vorliegende Sonderband dokumentiert die Ergebnisse der Passauer Tagung in Ausschnitten.

Zunächst stellt sich die Frage, wie stark Kulturbeschreibungen verallgemeinern dürfen oder müssen. Da Aussagen über Kollektive nicht den Einzelnen ins Visier nehmen, sondern die Gruppe, können sie nur in Form von Verallgemeinerungen und Pauschalurteilen erfolgen. Wann aber sind Verallgemeinerungen angemessen und wann fallen sie zu pauschal aus? Wenn sich interkulturelle Ratgeber deutschen Kulturstandards, Kommunikationsgewohnheiten oder Verhaltenskonventionen widmen, genügt es dann, wenn diese Beschreibungen auf die Mehrheit der Deutschen zutreffen oder müssen sie auch Minderheiten einbeziehen? Wann dürfen Segmente ausgeblendet werden und wann sind gerade sie für eine Nationalkultur typisch? Diesen grundlegenden Fragen widmen sich die ersten drei Artikel des vorliegenden Bandes.

Klaus P. Hansen betont in seinem Beitrag über die „Problematik des Pauschalurteils“, dass sich Verallgemeinerungen über ein Kollektiv nur auf die partiellen Gemeinsamkeiten dieser Gruppe, nicht aber auf Individuen beziehen dürfen. Der Kulturtheoretiker erinnert an die menschliche Multikollektivität, plädiert für eine dichte Zuschreibung beobachteter Merkmale zu einzelnen Gruppenmitgliedschaften und entwirft eine Typologie unterschiedlicher Kollektivformen. Nationen konzipiert er als Dachkollektive mit homogenem Überbau und polykollektiver Basis. Kulturwissenschaftler müssen diese Ebenen sorgfältig unterscheiden, um zulässige Pauschalurteile fällen zu können.

In seinem Beitrag „Gefangen im Container - Kulturvergleiche und ihre räumliche Vorbestimmung am Beispiel des Filmes ‚Willkommen bei den Sch’tis‘“ demonstriert Jörg Scheffer die Bedeutung, aber auch die Probleme gängiger räumlicher Kategorisierungen in der kulturvergleichenden Forschung. Angesichts gewichtiger Kritikpunkte überlegt er, inwieweit Kulturvergleiche ohne Raum auskommen können oder diesen gerade zur Überwindung der Probleme benötigen. Scheffer zeigt zudem, dass der Nutzen und die Gültigkeit eines Kulturvergleichs stets kontextgebunden sind und plädiert für Kulturvergleiche mit variablem Raumbezug.

Rüdiger Korff beschreibt in seinem Beitrag „Interkulturalität oder Alltagsleben: Empirische Implikationen theoretischer Perspektiven“ den „cultural turn“ in den Sozialwissenschaften, in dessen Folge Politik, Wirtschaft und Gesellschaft zunehmend aus einem kulturellen Blickwinkel analysiert werden. Er zeigt, wie eigene und fremde Kulturen in Beziehungen simuliert werden und übt Kritik an dem Essentialismus dichotomisierender Kulturmodelle aus der Trainingspraxis, die Kultur als Ware den Kundenwünschen entsprechend aufbereiten. Diesem Ansatz stellt Korff die kritische Untersuchung des Alltagslebens gegenüber, in der Praxis rekonstruiert und Simulation dekonstruiert wird.

Die Problematik der kulturwissenschaftlichen Pauschalisierung steht in engem Zusammenhang mit der Frage nach angemessenen Methoden empirischer Datenerhebung. Hier stehen sich zwei konträre Ansätze gegenüber, die sich mit unterschiedlichen Argumentationslinien verteidigen. Verfechter quantitativer Methoden entwickeln Hypothesen ex ante und überprüfen diese mit Hilfe standardisierter Instrumente, um angeblich objektive und replizierbare Ergebnisse zu erhalten. Befürworter qualitativer Ansätze dagegen glauben nicht, dass sich die Kulturforschung an naturwissenschaftlichen Vorgehensweisen orientieren kann. Die Anhänger des Qualitativen plädieren für den verstehenden Zugang, der sich den zu erforschenden Kollektiven und ihren Kulturen öffnet. Zugunsten tiefergehender Analysen wird auf die statistische Auswertung der Daten verzichtet. Obwohl die Grundprämissen beider Erkenntnistheorien lange unvereinbar erschienen, findet inzwischen eine Annäherung statt. Die letzten beiden Beiträge dieses Bandes geben einen Einblick in die aktuelle kulturwissenschaftliche Methodendiskussion.

Petia Genkova erstellt in ihrem Beitrag über den „Stichprobenzugang oder das Sampling-Problem bei Kulturvergleichenden psychologischen Untersuchungen“ eine Typologie unterschiedlicher Forschungsansätze in der Kulturen vergleichenden Psychologie sowie in der Kulturpsychologie, gibt einen Überblick über quantitative und qualitative Methoden

des Faches und spricht deren methodische Probleme an. Vor diesem Hintergrund beschreibt Genkova die vielfältigen Schwierigkeiten, die sich bei der Konstruktion vergleichbarer und äquivalenter Stichproben ergeben und zeigt, wie sich der Verzerrungseffekt minimieren lässt.

In dem abschließenden Beitrag über „Übersetzungsprobleme in der interkulturellen Befragung“ zeigt Helene Haas, wie der Einfluss von Kultur auf Sprache, kulturspezifische Konzepte und unterschiedliche Sprachstrukturen die äquivalente Übersetzung von Fragebogenitems und Skalen erschweren. Haas beschreibt Techniken, die in großen Umfrageprojekten zum Einsatz kommen, um das Problem zu kontrollieren und überprüft deren Wirksamkeit mit einem Vergleich der deutschen und englischen Fragebögen der World Values Survey 2006. Da auch hier Verzerrungen durch Übersetzungsungenauigkeiten nachzuweisen sind fordert Haas eine kritische Rezeption empirischer Kulturstudien.

Der intensive Austausch zwischen Interkulturalitätsforschern unterschiedlicher Mutterdisziplinen auf der Passauer Tagung zeigte, dass die Suche nach einer gesicherten Methodik für das neue Fach interkulturelle Kommunikation noch lange nicht abgeschlossen ist. Bis dahin müssen ambitionierte Studien Anregungen aus unterschiedlichen Disziplinen aufnehmen und ihre Ergebnisse mit der Kombination mehrerer Messverfahren absichern.

Helene Haas

Tübingen im Dezember 2009

¹ Internet-Auftritt der Hansen-Stiftung: www.hansen-stiftung.de

² Internet-Auftritt der Forschungsstelle Grundlagen Kulturwissenschaft: www.forschungsstelle.org

³ Ohne die umfangreiche Unterstützung von Klaus P. Hansen, dem Vorsitzenden der Hansen-Stiftung und Geschäftsführenden Direktor der Forschungsstelle Grundlagen Kulturwissenschaft, hätte die Passauer Tagung nicht stattfinden können. Ihm gilt an dieser Stelle besonderer Dank.

Die Problematik des Pauschalurteils

Prof. Dr. Klaus P. Hansen

Emeritierter Professor für Amerikanistik an der Universität Passau, Geschäftsführender Direktor der Forschungsstelle Grundlagen Kulturwissenschaft und Vorsitzender der Hansen-Stiftung

Abstract

Cultural anthropologists define culture as the habits which constitute a group or collective. By means of what epistemological instruments might researchers describe these habits and thus gain insight into the collective? The only way is to pass generalizing statements and resort to stereotypes. The romantic poet William Blake, however, maintained that "to generalize is to be an idiot". If this is true, all academics working in the field of culture are feeble-minded. On the other hand, Blake's maxim is also a generalization, if not a sweeping statement. Nevertheless, we should take it as a warning and realize that there are valid generalizations as well as invalid ones. Often enough the question of validity depends on the kind of collective which is under scrutiny. Therefore, when analyzing the culture of collectives one should be aware first of the kind of collective and second of the kind of general statement one is using.

1. Die Unverzichtbarkeit von Pauschalurteilen

Um auf einer sicheren theoretischen Grundlage zu stehen, müssten sich Kulturwissenschaftler vor allem mit den Themen Kollektiv und Pauschalurteil befassen. Was liefern Kulturanalysen schließlich anderes als Pauschalurteile über Kollektive? Trotz der langen Geschichte des Kulturbegriffs fühlte sich aber weder die klassische Ethnologie noch die moderne Kulturwissenschaft zu einem Nachdenken über diese Themen veranlasst. Für die Problematik des Pauschalurteils erschiene ein solches Nachdenken auch schon deshalb geboten, weil diese Form des Urteilens keinen guten Ruf genießt. Sie gilt als zu grobmaschig und als zu stark verallgemeinernd. Wenn Pauschalurteile als Stereotypen gebrandmarkt werden, kommt noch der Vorwurf des Abgedroschenen hinzu, wenn nicht gar der des Vorurteils. Eine solche Kritik begeht aber den Fehler, den sie beklagt: Sie ist zu pauschal. Bei der Erfassung vieler Gegenstände, das darf man nicht vergessen, sind Pauschalurteile nicht nur angemessene, sondern unverzichtbare Erkenntnisinstrumente. Kollektive, also Gruppen von Gegenständen oder Menschen, beispielsweise können nur mit Hilfe von Pauschalurteilen beschrieben werden. Insofern müssen alle wissenschaftlichen Fächer, die sich mit Kollektiven beschäftigen, Pauschalurteile benutzen.

Wenn der Politologe zu dem Ergebnis kommt, die CDU rückt in die Mitte, fällt er ein Pauschalurteil; wenn der Soziologe die heutige Erlebnisgesellschaft analysiert, arbeitet er mit Pauschalurteilen und wenn der Kulturwissenschaftler zu dem Ergebnis kommt, Amerikaner sind individualistisch, dann ist

auch das ein Pauschalurteil. Studien von Psychologen und Medizinern greifen ebenfalls zu diesem Instrument. Wenn eine Statistik feststellt, dass Kaffeetrinker zum Herzinfarkt neigen, so verkündet sie ihr Ergebnis als Pauschalurteil.

2. Multikollektivität

Wir müssen uns klarmachen: Menschliche Kollektive können einzig und allein mit Hilfe von Pauschalurteilen begrifflich gefasst werden. Als Erkenntnisinstrument sind sie daher unverzichtbar, nur, wie bei anderen Erkenntnisvorgängen und Urteilstypen auch, können sie richtig oder falsch eingesetzt werden. Gegenüber anderen Urteilsarten besteht bei ihnen jedoch die besondere, ihnen sozusagen immanente Gefahr, dass sie zu pauschal sind. Wann aber ist das der Fall?

Zur Klärung dieser Frage muss zunächst überlegt werden, was ist ein Kollektiv. Kollektive konstituieren sich, wie ich es nennen möchte, über eine partielle Gemeinsamkeit. Das Kollektiv Tennisclub Rot-Weiß Passau besteht genaugenommen nicht aus seinen Mitgliedern, sondern nur aus ihrem Interesse am Tennis. Dieses Interesse erfasst nur einen geringen Teil der Individualität der Mitglieder, und deshalb nenne ich die Gemeinsamkeit partiell. Die Mitglieder spielen nicht nur Tennis, sondern sind in der übrigen Zeit ihres Lebens Protestanten, Bäcker, Deutsche und Schwaben. Georg Simmel formuliert dieses Phänomen folgendermaßen: „...jedes Element einer Gruppe [ist] nicht nur Gesellschaftsteil, sondern außerdem noch etwas ...“. An anderer Stelle lesen wir: „...die soziale Umfassung als solche betrifft eben Wesen, die nicht völlig von ihr umfasst sind“ (zit. nach Ritsert 2000:71, 87). Simmel geht also von einem individuellen Überschuss aus, der sich über die partielle Gemeinsamkeit erhebt.

Individuen, das folgt daraus, sind in vielen Kollektiven verortet, was ich die *Multikollektivität* der Individuen nenne. Sie ist zwar additiv, aber nicht so, dass die einzelnen Mitgliedschaften luftdicht gegeneinander abgeschottet wären. Dass ich Bäcker bin, hat mit meiner Tennis-Club-Mitgliedschaft nichts zu tun, aber dennoch könnte sich mein Beruf auf mein Hobby auswirken. Wenn der Club ein Fest feiert, könnte er Kuchen und Brot bei mir bestellen. Mein Beruf liegt der Clubmitgliedschaft voraus oder existiert neben ihr, wird aber nicht von der partiellen Gemeinsamkeit abgedeckt. Dieses Nicht-Abgedeckte möchte ich als präkollektiv bezeichnen. Der Beruf Bäcker verhält sich zur Mitgliedschaft im Tennisclub präkollektiv, d.h. er wirkt sich für den Kollektivzweck Tennis nicht aus, kann aber bei besonderen Voraussetzungen virulent werden.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Die Multikollektivität bewirkt, dass bei jeder Kollektivzugehörigkeit der gesamte individuelle Überschuss präkollektiv sozusagen eingeschleppt wird. Dabei sind die Überschüsse individuell verschieden. Sollten sich einzelne Überschussteile bündeln – sollten viele Katholiken in den Club eintreten – so könnten das Auswirkungen haben, die dem Kollektiv sogar in Form einer konkurrierenden Gemeinsamkeit gefährlich werden könnten.

Zurück zum Pauschalurteil. Es ist dann korrekt, wenn es die partielle Gemeinsamkeit oder etwas aus ihr Folgendes abbildet. Tennisspieler sind sportlich, wäre ein solches zutreffendes Urteil, das aber sofort unzutreffend wird, wenn man es auf ein beliebiges Individuum aus dem Kreis der Tennisspieler bezieht. Mitglied Müller ist dick und unsportlich, und nur, weil der Arzt ihm zu einem Sport riet, meldete er sich im Club an und läuft seitdem ächzend und glücklos hinter den Bällen her. Herrn Müllers Unsportlichkeit gehört zu seinem individuellen Überschuss, den er präkollektiv in den Club mitbrachte und der das Pauschalurteil daher nicht trübt. Davon abgesehen, leuchtet das Urteil, Tennisspieler sind sportlich, auch deduktiv ein, insofern eine Kausalität zwischen der partiellen Gemeinsamkeit (Tennis) und dem entdeckten Merkmal (Sportlichkeit) angenommen werden kann.

Wir halten fest: Pauschalurteile dürfen erstens nur auf Kollektive, nicht aber auf deren Individuen bezogen werden, und zweitens, präkollektive Merkmale dürfen nicht dem Kollektiv zugeschrieben werden. Vertiefen wir diese letzte Einsicht.

3. Dichte Zuschreibung

Wenn ich eine Diplomarbeit zum Thema „Kollektive Merkmale des TC Rot-Weiß“ vergeben würde, könnte der Diplomand herausfinden, dass 85% sportlich sind, 70% ein Einkommen oberhalb von viertausend Euro beziehen und eine Mehrheit von 52% bereit ist, einen hohen Anteil der Mitgliedsbeiträge zur Unterstützung der ersten Mannschaft auszugeben. Diese Ergebnisse verlangen eine, wie ich es nennen möchte, dichte Zuschreibung. Diesen Begriff möchte ich dem von Clifford Geertz geprägten der „dichten Beschreibung“ zur Seite stellen (Geertz 1983). Die Sportlichkeit rechtfertigt sich aus der partiellen Gemeinsamkeit und lässt sich, deshalb fühle ich mich mit diesem Urteil sicher, aus ihr deduzieren. Die hohen Einkommen aber ergeben sich daraus, dass der Club in einer gehobenen Wohngegend liegt. Mit der konstitutiven Gemeinsamkeit hat das nichts zu tun, es handelt sich vielmehr um einen präkollektiven Zufall, der beim nächsten Club wieder anders ausfällt. Wenn ich um die Präkollektivität des

Merkmals weiß und es als nicht konstitutiv für das Tennisspiel einschätze, kann ich damit leben.

Nicht leben kann ich mit dem letzten Ergebnis: Die Mehrheit sei bereit, zur Förderung der ersten Mannschaft Geld auszugeben. Das ist zu pauschal, denn es verschleiert, dass der Club in diesem Punkt gespalten ist. 52% der Mitglieder sind dafür, 48% jedoch vehement dagegen, da sie mit dem Geld lieber einen weiteren Platz bauen würden. Entsprechend heftig wird auf Versammlungen über diesen Punkt gestritten. Da 48% nicht die Mehrheit sind, ließ der Diplomand diesen Teil als irrelevante Minderheit unter den Tisch fallen. Aus den Häufigkeitsquotienten jedoch, die nah beieinander liegen, hätte er schließen müssen, dass sein Kollektiv in zwei feindliche Segmente gespalten ist. Diese Segmentierung ist ein wichtiges Merkmal des Clubs und definiert ihn in seiner Besonderheit. Empirische Verfahren und Statistiken suchen gerne das homogen Mehrheitliche und eliminieren deshalb das seltener Vorkommende, obwohl oft genug Heterogenität ein Kollektiv zu dem macht, was es ist.

Wir halten fest: Man muss die beobachteten Merkmale dicht, d.h. so wenig pauschal wie möglich zuschreiben. Ein erster Test der Dichte ist die Frage, ob die erkannten Merkmale aus der eigentlichen Kollektivität stammen oder ob sie auf Präkollektives zurückführbar sind, das nicht zur partiellen Gemeinsamkeit gehört. Des Weiteren muss auf innerkollektive Segmentierungen geachtet werden. Wer das versäumt, kann das tragische Schicksal jenes Statistikers erleiden, der in einem Fluss erkrank, der im Durchschnitt einen halben Meter tief war.

Vertiefen wir die Problematik mit Hilfe eines weiteren – wieder fiktiven – Beispiels. Eine der so beliebten Studien könnte mit Objektivität suggerierender Genauigkeit ermitteln, dass Katholiken 10,4 mal im Jahr den sonntäglichen Gottesdienst besuchen. So entstünde der allzu pauschale Eindruck, Katholiken sind laue Gläubige. Die Nivellierung meiner Detailergebnisse auf einen Durchschnittswert führt mich aber insofern in die Irre, als er, genau wie im Tennisclub-Beispiel, die Heterogenität verschiedener Segmente homogenisiert. Nehmen wir an, das größte Segment des Kollektivs Katholiken besucht nur einmal im Jahr den Gottesdienst, meistens an Weihnachten oder Ostern. Dem steht eine kleine Minderheit gegenüber, die aus welchen Gründen auch immer jeden Sonntag in die Kirche geht. Zwischen Mehrheit und Minderheit stünde eine mittelgroße Gruppe, die zwar nicht regelmäßig geht, aber dennoch im Glauben gefestigt ist. Diese Gruppe meist jüngerer Menschen meint, dass aktiver Katholizismus nicht mit regelmäßigem Gottesdienst einhergehen muss. Was die Nivellierung und Homogenisierung zudeckt, kommt durch hetero-

gene Segmentierung und die darauf achtende dichte und reflektierte Zuschreibung ans Licht. Empirische Verfahren und akribische Rechenoperationen gehen ohne solche Reflexion in die Irre allzu großer Pauschalität.

Am Beispiel der katholischen Kirche lässt sich Weiteres klären. Genau wie der Tennisclub bildet sie zum einen ein Interessenkollektiv, das zum anderen eine Hülle besitzt. Beim Club besteht sie aus der Satzung und dem Eintrag ins Vereinsregister, bei den Katholiken ist es die Mega-Institution Kirche mit ihren komplexen Strukturen. Wie ein globales Unternehmen verwaltet sie sich mit großem bürokratischem Aufwand und kontrolliert die Reinheit der Lehre. Im Falle der katholischen Kirche ist die Hülle so komplex und wirkmächtig, dass sie unabhängig von der partiellen Gemeinsamkeit, dem Glauben an Gott, eine eigene Wirklichkeit mit eigener Dynamik bildet. Die Hülle macht also eine zweite Gemeinsamkeit aus, welche die erste überlagert und mit ihr oft genug über Kreuz liegt. In der Praxis sind diese Teile eng verwoben, doch um bestimmte Phänomene zu verstehen, lassen sie sich abstrakt trennen. Die Aufregung um die Rehabilitierung der Pius-Bruderschaft beispielsweise, lässt sich durch eine solche Abstraktion besser verstehen. Theologen führen den Schritt des Papstes auf seine Absicht zurück, die Einheit der Institution Kirche wiederherzustellen. Es ist aber die Frage, ob er bereit ist, für diese Einheit Positionen der partiellen Gemeinsamkeit Glaubensinhalte – in diesem Fall des Zweiten Vatikanums – zu opfern. Egal wie man sich entscheidet, sorgt bei der Diskussion um diese Problematik die Unterscheidung von Hülle und Glaubensinhalt für begriffliche Schärfe. Diese terminologische Differenzierung überwindet die Vorstellung homogener Kollektive und öffnet den Blick auf die Heterogenität sozialer Gruppen. Sie ließe sich auch über das Verfahren der Zuschreibung erreichen, mit deren Hilfe die Frage so lautet: Gehört das empirisch gegebene Merkmal Rücknahme der Exkommunizierung zur ersten oder zur zweiten Gemeinsamkeit?

4. Abstraktionskollektive

Knöpfen wir uns eine weitere Kollektiv-Art vor. Tennisclub und katholische Kirche sind endliche Kollektive, deren Mitgliederzahl ich ermitteln kann. Schwieriger liegt der Fall bei Kaffeetrinkern. Sie bilden ein, wie ich es nennen möchte, Abstraktionskollektiv. Bei dieser Kollektiv-Art existiert die partielle Gemeinsamkeit des Kaffeetrinkens im luftleeren Raum. Es handelt es sich um keine soziale Gruppe, denn weder kenne ich die Zahl der Dazugehörenden noch kennen sich diese untereinander. Es ist kein Virulenz-Kollektiv mit Gruppendynamik, sondern ein rein geistiges und abstraktes Gebilde. Den-

noch: Unser Alltag ist vollgestopft mit Pauschalurteilen über Abstraktionskollektive: Blondinen sind dumm, Beamte faul, und neuerdings Manager sind korrupt.

Solange ich aus der abstrahierten Gemeinsamkeit deduzieren kann, ist an meinen Pauschalurteilen nichts auszusetzen. Dem Urteil, Männer haben Bartwuchs, kann ich insofern vertrauen, als aus den biologischen Bedingungen des Naturkollektivs Männer eine Ableitung vorgenommen wurde. Die partielle Gemeinsamkeit ist das männliche Geschlecht, und mein Urteil benennt ein sogenanntes sekundäres Geschlechtsmerkmal, das aus dem primären folgt. Die Pauschalität des Urteils ist also gedeckt, und da das so ist, fand kein großer Erkenntnisgewinn statt.

Echte Blondinen, die es ja auch gibt, bilden ebenfalls ein Naturkollektiv. Wie aber gelange ich biologisch deduktiv von der Haarfarbe zur Dummheit? Auf meinem heutigen Wissensstand kann ich keine Kausalität entdecken, so dass nur induktive bzw. empirische Verfahren bleiben, die aber insofern problematisch sind, als sie die Ebene der Abstraktion verlassen und in die Empirie eintauchen. D.h. ich wähle Menschen aus Fleisch und Blut, auf welche die Gemeinsamkeit des Abstraktionskollektivs zutrifft, und teste an ihnen eine Hypothese. Ich stelle mich beispielsweise vor eine Disko und bitte alle Blondinen, die zu nachtschlafender Zeit das Etablissement verlassen, in mein Büro und unterziehe sie einem Intelligenztest. Ergebnis: Durchschnittswert 95. Also Blondinen sind dumm.

Habe ich vielleicht einen Fehler gemacht? Mit Hilfe der eingeführten Begriffe komme ich ihm auf die Spur: Ich habe den individuellen Überschuss und aus ihm resultierende Präkollektivitäten nicht bedacht. Ich habe nicht überprüft, ob die von mir Getesteten nicht zufällig neben dem Blondsein weitere Gemeinsamkeiten besitzen. Das taten sie auf folgende Weise: Ich wusste nicht, dass in der ausgesuchten Disko nur Personen aus einem bildungsfernen Milieu verkehren. Damit gesellte sich der ursprünglichen partiellen Gemeinsamkeit Haarfarbe die der Bildungsferne hinzu. Diese zweite, das wird im Nachhinein deduktiv klar, könnte für mein Ergebnis eher verantwortlich sein.

Kritische Statistiker haben diese Problematik erkannt und fassen sie mit den Begriffen Korrelation versus Kausalität. In meiner Blondinen-Statistik korrelierte, d.h. trat miteinander auf, Haarfarbe und niedriger IQ. Von dieser Korrelation schließe ich auf eine Kausalität, was in meinem Beispiel falsch war. Mit Begriffen der Kollektivität kann ich dieses Problem genauer beschreiben. Es geht um eine Überlagerungsproblematik, bei der eine weitere partielle Gemeinsamkeit meiner ersten, konstitutiven in die Quere kommt. Eine Überlage-

rungsproblematik kann nur durch dichte Zuschreibung gelöst werden.

Man könnte auch sagen, der Fehler lag in einer zu leichtgläubigen Zusammenstellung der Stichprobe. Weil es praktisch war, arbeitete ich mit einer willkürlichen Auswahl. Aber wie hätte ich es besser machen können? Die Antwort der Statistiker lautet: repräsentativer Querschnitt. Das hört sich einfacher an, als es ist. Ich sollte nur Personen nehmen, so ist es wohl gemeint, die für mein Abstraktionskollektiv repräsentativ sind. Welche Blondinen sind aber für Blondinen repräsentativ? Ist damit gemeint, dass ich meine Testblondinen nach Alter, Stadt-Landbewohner, Einkommensgruppe und Bildung sortiere? Hätte ich das getan, wäre der Fehler mit der einseitigen Disko nicht passiert. Aber dennoch leuchtet das Verfahren insofern nicht ein, als ich ein Naturkollektiv mit kulturellen Kollektiven durchmische, die für die Biologie der Haarfarbe unerheblich sind. Da ich biologisch bedingte Intelligenzdefizite suche, sollte ich biologisch repräsentativ vorgehen. Also nach Alter, Größe, Blutgruppe, Erbgut, Krankengeschichte, Lebenserwartung? Oder wäre es nicht besser nach Blondheit zu differenzieren? Also hell-, mittel- und dunkelblond? Vielleicht finde ich dann heraus, dass Hellblonde dümmer sind als Dunkelblonde?

Wer darüber schmunzelt, übersieht den ernsten Abgrund, der sich hier auftut. Wir erkennen, wie schwer es ist, über Abstraktionskollektive Erkenntnisse zu gewinnen, die über die reine Deduktion hinausgehen. Dennoch werden täglich Studien durchgeführt, die solche Erkenntnisse gewinnen wollen. Große Teile unseres Wissens, besonders im pseudomedizinischen Bereich, stammen aus solchen Studien. Dass Salat gesund ist, Rauchen und Kaffee schädlich, wissen wir nur aus empirischen Verfahren, deren Zuschreibungsqualität uns nicht bekannt ist (Dubben / Beck-Bornholdt 2007)¹. Wenn ich Kaffee-Trinker untersuche, hilft mir auch kein repräsentativer Querschnitt. Was verhindert er denn genau? Er ist ein Mittel gegen die Überlagerungsproblematik, d.h. die Präkollektivitäten werden gesteuert, damit nicht eine – die Bildungsferne bei meinen Blondinen – genauso häufig vorkommt wie die partielle Gemeinsamkeit. Aus praktischen Gründen kann ich aber nicht alle denkbaren präkollektiven Merkmale steuern, zum einen weil ich nicht alle kenne und zum anderen wird die Erstellung der Stichprobe zu aufwändig. Also bleibt es dabei: Sobald ich die Ebene der Abstraktion verlasse und die Empirie ins Spiel bringe, setze ich mich der Überlagerungsgefahr aus. Induktiv-empirische Verfahren sind stolz auf ihren scheinbar direkten Wirklichkeitsbezug, aber gerade das macht sie anfällig dafür, sich im Gestrüpp individueller Überschüsse zu verheddern.

5. Dachkollektive

So gewappnet, wenden wir uns der schwierigsten Kollektiv-
Art zu, den ethnischen Kollektiven, oder wie ich sie nennen
möchte, den Dachkollektiven. Zu dieser Art gehören Kollekti-
ve wie Schotten, Spanier, Deutsche. Die dazu passenden Pau-
schalurteile lauten: Schotten sind geizig, Spanier stolz,
Deutsche pünktlich. Die erste Frage, die sich stellt, ist die, ob
es sich um Abstraktionskollektive handelt. Eine ganze Reihe
von Gründen sprechen dagegen. Zwar kennt in diesen Kollektiv-
en nicht jeder jeden, doch ihre partiellen Gemeinsamkeiten
erschöpfen sich nicht in einem einzigen Merkmal. Blondinen
sind nur blond, und Kaffeetrinker trinken nur Kaffee, aber
Deutsche sind auf vielerlei Weise deutsch: Sie wohnen in
Deutschland, sprechen deutsch, halten sich an deutsche Ge-
setze und leisten sich vielleicht sogar deutschen Nationalstolz.
Deutsch-Sein hat somit einen größeren Identitätsanteil am
Individuum als die Haarfarbe und die Vorliebe für Kaffee.

Ein weiteres Kennzeichen, das gegen die Abstraktion spricht
und die Realität von Dachkollektiven vor Augen führt, ist die
Hülle. Deutsche gehören zu einem Verbund, der auf der Basis
eines Grundgesetzes das Zusammenleben bis ins Kleinste re-
gelt. Nationen sind auch Nationalstaaten, und als solche sind
sie keine Konstruktionen im Sinne von Erfindungen oder Er-
zählungen, sondern politische und soziale Realität. Erfunden
oder erzählt sind der Nationalismus, d.h. eine bestimmte Vor-
stellung der Nation, die auf dem Glauben an ethnische und
kulturelle Einheitlichkeit ruht (vgl. die gute Zusammenfassung
der modernen Nationalismusforschung von Jansen / Borggrä-
fe 2007). Demgegenüber brauchen wir uns über den Wirk-
lichkeitsgehalt des Dachkollektivs selbst keine Gedanken zu
machen. Gerade deshalb sollten wir herauszufinden versu-
chen, welche Art kollektiver Gegenständlichkeit ihm zu-
kommt. Worin unterscheiden sich Dachkollektive von Interes-
senskollektiven wie einem Tennisclub oder der katholischen
Kirche?

Dachkollektive, das ist ihr herausragendes Merkmal, bestehen
nicht nur aus Individuen, sondern umfassen über sie hinaus
unzählige, eigenständige und höchst unterschiedliche und
miteinander rivalisierende Subkollektive. Wenn normale Kol-
lektive – wir wollen sie Kollektive ersten Grades nennen – aus
Individuen bestehen, setzen sich Dachkollektive oder Kollekti-
ve zweiten Grades vor allem auch aus Kollektiven zusammen,
die wir aus diesem Blickwinkel als Subkollektive bezeichnen
wollen. So wie ich als Tennis spielendes Individuum deutsch
bin, ist auch mein Tennisclub ein deutsches Produkt, weil er
nach deutschem Vereinsrecht gegründet wurde und man in
ihm deutsch spricht und gemäß deutscher Gepflogenheiten
miteinander verkehrt. In einem modernen Nationalstaat ist

die Zahl der Subkollektive unüberschaubar. Unter deutschem Dach tummeln sich Tennisspieler, Katholiken, Kommunisten, Manager, Sozialarbeiter, Blondinen und unzählige Subkollektive mehr, die entweder zueinander passen oder sich neutral gegenüberstehen oder, was für die Dynamik des Dachkollektivs wichtig ist, einander nicht grün sind. Ich nenne diese Besonderheit von Dachkollektiven *Polykollektivität*. Bei modernen pluralistischen Nationen ist sie, wie gesagt, unüberschaubar groß und von heftiger Dynamik. Aus der angebotenen Polykollektivität des Daches, das leuchtet sofort ein, schöpft die Multikollektivität der Individuen.

Dass Kollektive irgendwie immer mit- und ineinander verwoben sind, wurde bereits festgestellt. Die Polykollektivität der Dachkollektive stellt jedoch eine besondere Art solcher Verwobenheit dar. Bisher waren wir auf Verwobenenes anhand der Stichworte Präkollektivität und Segmentierung gestoßen. Diese Konzepte passen im Fall des Dachkollektivs aber nicht. Der Tennisclub vereint Katholiken und Protestanten, wobei, wenn auch äußerst selten, die Konfessionen auf das Tennisspielen zurückwirken. Umgekehrt ist eine solche Wirkung aber nicht denkbar. Die Sportausübung einzelner Christen wird sich weder auf die katholische noch die protestantische Kirche auswirken. Ähnlich wie der Tennisclub, aber doch ganz anders, vereint das Dachkollektiv Deutschland ebenfalls Protestanten und Katholiken. Jetzt aber auch mit umgekehrter Wirkung, denn anders als der Tennisclub drückt das Dachkollektiv den Konfessionen seinen Stempel auf. Sowohl die Institutionalisierung der Kirchen als Körperschaften als auch das Verhältnis von Staat und Kirche ist über deutsche Gesetze bzw. Staatsverträge geregelt.

Andererseits geht der Einfluss des Dachkollektivs nicht so weit, als dass man von einer Segmentierung sprechen könnte. Wenn sich der Tennisclub über die Finanzierung der ersten Mannschaft spaltet, so überwiegt das Gemeinsame das Trennende. Das Gefährliche eines solchen Streits besteht dann darin, dass er durch das Übergewicht der Gemeinsamkeiten wie in einem Brennglas fokussiert wird. Ganz anders das Verhältnis der Subkollektive zum Dach. Die Deutsche Kommunistische Partei und die Deutsche Katholische Kirche sind nicht Segmente Deutschlands. Dazu sind die Kollektive zum einen zu verschieden, und zum anderen sind die durch das Dach gestifteten Gemeinsamkeiten besonderer Art. Sie sind nicht mit den partiellen Gemeinsamkeiten identisch, wie sie in Kollektiven ersten Grades angetroffen werden. Die Gemeinsamkeiten von Kollektiven zweiten Grades bestehen in Regelungen der Kollektivität. In jedem beliebigen Subkollektiv – im Tennisclub genauso wie in einer katholischen Gemeinde – wird deutsch gesprochen, werden deutsche Umgangsformen

gepflegt und deutsche Gesetze beachtet. Weil diese Gemeinsamkeiten in allen Subkollektiven, die in einem Dachkollektiv beheimatet sind, gelten, wollen wir sie pankollektiv nennen.

Da Dachkollektive besondere Kollektive sind, die nach anderen Regeln funktionieren als Kollektive ersten Grades wie Tennisclubs oder Bäckerinnungen, stellt sich die Problematik des Pauschalurteils auf besondere Weise. Nur solche Pauschalurteile treffen zu, so hatten wir gesagt, die sich auf partielle Gemeinsamkeiten stützen. Worin besteht aber die partielle Gemeinsamkeit von Dachkollektiven wie Deutschland? Was bedeutet Deutschein? Neben der formalen Voraussetzung der Staatsbürgerschaft besteht es wohl darin, nach deutschen Gepflogenheiten mit den Mitmenschen zu kommunizieren und zu interagieren. Ich spreche mit ihnen deutsch, behandle sie höflich und vergreife mich nicht an ihrem Eigentum. Da sich alle Deutschen, egal in welchen Subkollektiven sie verortet sind, annähernd so verhalten, ist die Gemeinsamkeit somit, wie ich es nenne, pankollektiver Natur. Sie umfasst ausschließlich übergeordnete Verhaltensweisen, die für alle sich unter dem Dach befindenden Subkollektive gelten.

Das Dachkollektiv, die Nation genauso wie der Nationalstaat, das ist so selbstverständlich wie unbewusst, besitzt eine Hauptfunktion darin, Kommunikation und Interaktion zu regeln, was dadurch geschieht, dass Sprache, Umgangsformen und gesetzliche Bestimmungen bereitgestellt und als normal institutionalisiert werden. Da sich die Mehrheit der Individuen dieser pankollektiv angebotenen Gepflogenheiten bedient, liegt in der Tat eine Gemeinsamkeit vor. Dieses Gemeinsame ist dazu da, das Nicht-Gemeinsame, nämlich die Polykollektivität, zu verwalten. Somit bestehen Völker und Nationen aus zwei äußerst unterschiedlichen Teilen, einer heterogenen Basis, auf der wir die Polykollektivität ansetzen, und einem homogenen Überbau, der Kommunikationsregeln vorgibt, die für alle gleichermaßen gelten.

Dieser speziellen Gegenständlichkeit des Dachkollektivs wird die gängige Forschungspraxis nicht gerecht. Wenn Wissenschaftler sich mit Kultur beschäftigen meinen sie in der Regel die Kultur eines Landes oder einer Nation. Hinter diesem Begriff und der ihn tragenden Konzeption verbirgt sich eine Prämisse allzu weitgehender Homogenität, die für fast alle Bereiche Pauschalurteile legitimiert. Anstatt sich auf den Überbau zu beschränken, bei dem die Homogenitätsannahme gerechtfertigt wäre, sucht man nach Werten, Wahrnehmungen und Mentalitäten, obwohl sie zur polykollektiven Basis gehören und von Subkollektiv zu Subkollektiv variieren. Es gibt kommunistische und katholische Werte, aber keine deutschen. Es gibt eine Unternehmer-Mentalität und vielleicht

eine Beamten-Mentalität, aber keine deutsche oder gar gesamtdeutsche Mentalität. Polykollektivität dokumentiert sich ja gerade in Wert- und Bewertungsdifferenzen, in unterschiedlichem Denken und Empfinden. Insofern gehören solche inhaltlichen Phänomene zur Kultur des jeweiligen Subkollektivs und nicht zu der des Daches.

Wenn Hofstede, dem wir ein Buch verdanken, das viel Unheil anrichtete, *power distance* misst – die Anerkennung von Autorität – dann zeigt das Ergebnis nicht das nationale Verhalten, sondern das des bei der Umfrage dominierenden Subkollektivs (Hofstede 1980). Hätte er nicht IBM-Angestellte der unteren und höchstens mittleren Ränge befragt, sondern die Chefetage, würde seine Tabelle anders aussehen. Hätte er nach Frauen und Männern differenziert, oder hätte er Studenten oder Künstler die Fragebögen ausfüllen lassen, fiel das Resultat anders aus. Sobald man Werte oder Mentalitäten untersucht, bewegt man sich auf der Ebene der Subkollektive, und der Eindruck der Homogenität, den die in Zahlen gefassten Bewertungen erwecken, kommt nur auf statistischem Wege und durch eine zu weit gehende Verallgemeinerung zustande, die das Subkollektiv der Stichprobe für das Dachkollektiv hält. Nicht nur Hofstede, sondern die Mehrheit der Vertreter der Kulturen vergleichenden Psychologie und der Interkulturellen Kommunikation schlagen die Ergebnisse ihrer empirischen Forschungen einfach dem Dachkollektiv zu und lassen ungeprüft, ob sie nicht aus einer Absolutsetzung eines Subkollektivs stammen.

Die gängige Forschung produziert zu stark verallgemeinernde Pauschalurteile. Auf ähnliche Weise kam wohl das Stereotyp des stolzen Spaniers zustande. Der spanische Edelmann, der Hidalgo, war vor langer Zeit stolz, nicht aber der spanische Bauer. Das auffallende Merkmal einer im Rampenlicht stehenden Gruppe wurde zu einem Stereotyp für das ganze Land pauschaliert.

6. Überbau und polykollektive Basis

Untersuchungen von Dachkollektiven sind nur dann sinnvoll, wenn sie nicht die angebliche Kultur und ihre angebliche Homogenität in den Blick nehmen, sondern sich auf ihre sowohl homogene wie heterogene Besonderheit konzentrieren. Dachkollektive unterscheiden sich mehr oder weniger deutlich voneinander und zeigen einen hohen Wiedererkennungseffekt. Das liegt an ihrer Besonderheit im Sinne von *distinctiveness*, und insofern sind sie nicht nur Konstruktionen, sondern auch Gegenstände der Realität, die außerhalb des menschlichen Bewusstseins existieren. Ihre Besonderheit lässt sich auf zwei Wegen erforschen, zum einen über die polykol-

lektive Basis und zum anderen über eine Betrachtung des Überbaus.

Beginnen wir mit dem einfacheren Teil, dem Überbau. Wenn ich das Pünktlichkeitsverhalten von Deutschen mit Mexikanern vergleiche, stoße ich auf deutliche Unterschiede, die ich durchaus in Pauschalurteile fassen darf. Dass einzelne Deutsche unpünktlich und einzelne Mexikaner pünktlich sind, stört dabei nicht, weil auf der Überbauebene ja standardisierte Gepflogenheiten angetroffen werden, deren Befolgung zwar positiv konnotiert, nicht aber verpflichtend ist. Auf dieser Ebene kann ich für das ganze Dachkollektiv geltende Pauschalurteile fällen, die sozusagen die Standardisiertheit bestimmter Verhaltensweisen wiedergeben.

Anders gestaltet sich die Beschreibung der polykollektiven Basis. Hier treffe ich die nationale Besonderheit sowohl bei den einzelnen Subkollektiven als auch bei ihrem Verhältnis zueinander an. Schottische Arbeiter, Katholiken und Nationalisten sind deutschen Arbeitern, Katholiken und Nationalisten einerseits vergleichbar, andererseits finden sich Unterschiede. Deutsche Cognac-Hersteller besitzen nicht das Renommee ihrer französischen Kollegen, und diese haben nicht die Volksverbundenheit des schottischen Whisky-Brenners. Einerseits besteht *Funktionsverwandtschaft*, so möchte ich es nennen, andererseits nationalspezifische Modifikation. Da sie die gleiche Funktion erfüllen, ähneln sich Professoren in allen Ländern, zeigen daneben aber mehr oder weniger stark modifizierte Andersartigkeit. Über diese Modifikationen sind die Subkollektive miteinander verwoben oder rivalisierend aufeinander abgestimmt. So ergibt sich eine einmalige und besondere Polykollektivität. Der amerikanische Professor ist hauptsächlich in der Lehre engagiert; diese Modifikation passt zur Institution der amerikanischen Universität, die sich aus Studiengebühren finanziert und deshalb vor allem als Serviceunternehmen für Studenten angesehen wird. Spektakulär wird nationale Besonderheit dann, wenn es nicht passt, also bei nationaltypischen Differenzen und Rivalitäten. Jede Nation besitzt neuralgische Streitpunkte und Streitkollektive, die es in dieser Form nur hier gibt. Denken wir etwa an die Auseinandersetzung um *gun control* in den USA oder an den zutiefst deutschen Streit um das dreigliedrige Schulsystem. Eine moderne Landeskunde sollte hier ansetzen und ihr Land über nationalspezifische Differenzen erklären, wozu ein tiefes Eintauchen in die historisch gewachsene Polykollektivität nötig ist.

Kurzum: Nationen besitzen Eigenständigkeit und Besonderheit. Beides zeigt sich an homogenen Gepflogenheiten wie an dynamischer Heterogenität. Nicht nur im Bereich der Kulturwissenschaft haben wir zu lernen, dass Gegenstände nicht

nur von einheitlichen Merkmalen bestimmt werden, sondern ebenso sehr und vielleicht sogar öfter durch Differenz, Widerspruch und Zerrissenheit.²

Literatur

Ritsert, J. (2000): *Gesellschaft. Ein unergründlicher Grundbegriff der Soziologie*. Frankfurt: Campus.

Geertz, C. (1983): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt: Suhrkamp.

Dubben, H.-H. / Beck-Bornholdt, H.-P. (2007): *Der Hund der Eier legt. Erkennen von Fehlinformation durch Querdenken*. Reinbek: Rowohlt.

Jansen, C. / Borggräfe, H. (2007): *Nation, Nationalität, Nationalismus*. Frankfurt: Campus.

Hofstede, G. (1980): *Culture's consequences. International differences in work-related values*. Newbury Park, CA: Sage.

¹ Nach der Lektüre dieses Buches geht man zu keiner Vorsorge-Untersuchung mehr.

² Eine genauere Ausarbeitung der hier vorgestellten Theorie findet sich in meinem gerade erschienenen Buch: Hansen, K. P. (2009): *Kultur, Kollektiv, Nation*. Schriften der Forschungsstelle Grundlagen Kulturwissenschaft 1. Passau: Stutz.

Gefangen im Container – Kulturvergleiche und ihre räumliche Vorbestimmung am Beispiel des Filmes „Willkommen bei den Sch'tis“

Dr. Jörg Scheffer

Universität Passau,
Akademischer Rat am Lehrstuhl
für Anthropogeographie

Abstract

In the field of intercultural studies, scholars usually revert to spatial, oftentimes national borders and units. As a logical result of prior definitions of the cultural object to be compared, collectivities thus appear as clearly defined and separated. With time, this placing of cultural characteristics within the same borders leads to a hardening of cultural-spatial units that must be considered problematical. Leaving this and consequences like the over-emphasizing of national differences and the perpetuation of stereotypes aside, it is mainly the loss of insight which provides the argument against the inflexible use of spatial concepts of comparison in the field of intercultural studies. The French hit movie “Bienvenue chez les ch'tis” is here presented for illustrating these problems as well as for offering alternatives.

1. Einführung

Der französische Erfolgsfilm „Bienvenue chez les ch'tis“ (Willkommen bei den Sch'tis) hat nicht nur den Kinobetreibern 2008 grenzüberschreitend große Einnahmen beschert, sondern auch der kulturvergleichenden Forschung einen weiteren attraktiven Untersuchungsgegenstand: Kulturelle Eigenheiten der nordfranzösischen Region Nord-Pas-de-Calais werden in amüsanten Vorurteilen präsentiert, mit denen sich ein strafversetzter Postbeamter aus der Provence auseinandersetzen muss. Es erwarten ihn der eigentümliche Ch'timi-Dialekt (eine Variante des „Picard“), vermeintliche Charaktereigenschaften, die mit der Unwirtlichkeit der Landschaft und des Wetters korrespondieren sollen sowie vorgebliche Provinzialität und Rückständigkeit. Als sich die „Sch'tis“ im direkten Kontakt entgegen allen Vorurteilen jedoch als herzlicher, lebensfreudiger Menschenschlag entpuppen und eine Süd-Nord-Versöhnung anbahnen, wendet der Beamte diese positive Erfahrung wiederum ins Gegenteil: In seinen Berichten an die in Südfrankreich zurückgebliebene Familie verstärkt er die Klischees weiter, um seinen Heldenstatus als tapferer Exilant nicht zu verlieren. Der Mechanismus einer negativen Distanzierung wird auf humorvolle Weise aufrecht erhalten, während sie dem Zuschauer längst genommen ist und deshalb so gut funktioniert.

Das Spiel der innerfranzösischen Distanzierung gründet auf Vergleichen, die sich einer kollektivierenden Semantik bedienen. „Die Sch'tis“, „die im Norden“ oder auch „die da oben“ sind es, die aus Sicht der Bewohner „des Südens“, oder „der Provence“ anders als sie selbst sind. In kulturvergleichender Perspektive ließe sich diesem Anderssein mit der Frage nach-

gehen, ob sich hinter den filmisch überdehnten Klischees faktisch nachweisbare Kulturunterschiede verbergen. Zwangsläufig tut sich dabei die Schwierigkeit auf, die semantisch geformten Vergleichskonstrukte in eine empirisch fassbare Größe zu überführen. Denn so deutlich die Distanzierung inhaltlich über negative Attribute auch vorgenommen wird, so weich bleibt die konkrete Abgrenzung des jeweiligen Gegenübers. In der kulturvergleichenden Praxis wird diese Abgrenzung meist über räumliche Bezüge erreicht. Die Kennzeichnungen von Staaten, Regionen oder Orten regeln, welche Kultur gemeint ist, d.h. welche Bevölkerung mit spezifischen Denk- und Handlungsmustern dazu gehört und welche nicht. Auf Grundlage dieser Zuteilung lassen sich die klar identifizierten Vertreter befragen und empirisch zueinander in Beziehung setzen. Durchleuchtet man das umfangreiche Schrifttum kulturvergleichender Studien auf dieses Prinzip hin, offenbart sich dessen Praktikabilität in überzeugender Weise: Viele Arbeiten tragen Ländernamen als klar definierten Bezugsraum bereits im Titel, andere bedienen sich nationaler oder regionaler Kennzeichnungen, um die kulturelle Herkunft der betrachteten Gruppen zu fixieren. Und selbst alternative Trägerkonzepte (wie Ethnie, Milieu oder Kollektiv) rekurren hintergründig auf räumliche Kennzeichnungen mit demselben Ziel, kulturellen Differenzen die notwendige Prägnanz zu verleihen.

Auch für eine kulturvergleichende Analyse des Films lassen sich räumliche Terminologien entsprechend nutzen. Das für stereotype Zuweisungen noch ausreichende „Nord“ und „Süd“ kann für die konkrete Empirie in die trennscharfe Abgrenzung von Regionen (Nord-Pas-de-Calais/ Provence-Alpes-Côte d'Azur) oder eines Ortes (wie im Norden dem zentralen Schauplatz Bergues) überführt werden. Aus einer diffusen unspezifischen Raumsemantik wird ein konkretes räumliches Untersuchungsobjekt. Raum übernimmt dabei die Funktion eines Containers, der Kultur mit einem Namen versieht, sie einschließt und zwischen Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit klar trennt.

Der folgende Beitrag geht dieser verbreiteten Praxis räumlicher Repräsentationsmuster in der kulturvergleichenden Forschung nach. Am Beispiel des Filmes soll zunächst aufgezeigt werden, wie räumliche Klassifikationen bei der Analyse seines großen Erfolges eingesetzt werden. Anhand von Rezensionen lassen sich dazu verschiedene Betrachtungsperspektiven identifizieren, welche die Bedeutung, gleichzeitig aber auch die Probleme räumlicher Kategorisierungen verdeutlichen. Angesichts gewichtiger Kritikpunkte gilt es abschließend zu überlegen, inwieweit Kulturvergleiche ohne Raum

auskommen können – oder diesen gerade zur Überwindung der Probleme benötigen.

2. Gründe des Filmerfolgs – eine Frage der Perspektive

Die Geschichte vom provençalischen Postbeamten in der nordfranzösischen Diaspora ist allein in Frankreich von über 20 Mio. Menschen im Kino gesehen worden und damit dort einer der erfolgreichsten Filme aller Zeiten. Die Analyse dieses enormen Zuspruchs legt zunächst eine regionale Perspektive nahe, die im obigen Sinne gepflegte innerfranzösische Kulturklischees und ihre humoristische Inszenierung fokussiert. Die „besondere Einfältigkeit“, die „primitive Sprache“, die „Trinkfreudigkeit“ oder das „schlechte Essen“ der nordfranzösischen Regionalbevölkerung liefern in ihrer Übersteigerung immer wieder das Material für unterhaltsame Sequenzen. Entsprechend oft werden sie in Rezensionen zum Film zitiert. Bei allen beschriebenen Eigenheiten – ob wahr, übertrieben oder rein fiktiv – hinterlässt die Repräsentation der Sch'tis und ihrer Region letztlich ein idealisierendes Bild. Lühge (2008) vergleicht in der Frankfurter Rundschau die sorglose Sch'ti-Welt im Städtchen Bergues mit dem gallischen Dorf von Asterix und macht Parallelen zwischen den jeweils überzeichneten Figuren aus. Beide werden als liebenswürdige Sympathieträger in Szene gesetzt.

„Natürlich kann man ‚Willkommen bei den Sch'tis‘ vorwerfen, alle drängenden Probleme wirtschaftlicher Verworfenheit wegzulieben und unter einer Schicht putzig-infantilen Humors zu vergraben. Aber wer, außer zu Hauf nach Norden strömender Franzosen, erwartet von einem amüsanten Comic-Film schon die Abbildung realer Verhältnisse?“ (Lühge 2008)

In dieser überzeichnenden und positiven Herausstellung des regional Besonderen lässt sich die filmische Darstellung auch in die Tradition stellen, dem französischen Zentralismus die kulturellen Charakteristika der Region entgegenzuhalten. Dabei formiert sich die kulturelle Identität der Sch'tis jedoch nicht – wie für Bretonen, Basken oder Korsen oft beschrieben – über die Abgrenzung zu Paris, sondern resultiert aus dem Wechselspiel mit dem scheinbar vollkommen gegensätzlichen Süden Frankreichs.

Der Filmerfolg lässt sich aber auch aus einer übergreifenden nationalen Perspektive deuten. Danach sind es nicht so sehr die inneren Gegensätze, die es zu betrachten gilt, sondern eher gemeinsame urfranzösische Sehnsüchte, die der Film bedient. So kommentiert etwa Vahabzadeh (2008) in der Süddeutschen Zeitung, dass

„[...] so etwas wie der Erfolg der ‚Sch'tis‘ dann doch immer nur zustande [kommt], wenn ein kollektives Gefühl, eine Sehnsucht, die alle verspüren,

zum Tragen kommt. Es gehört zu den Eigenheiten der Provinz, dass die Neuerungen der Großstadt Jahrzehnte brauchen, um dort anzukommen – und im feuchten, ärmlichen Bergues scheint die Zeit lange stillgestanden zu haben. So erzählt der Film, wie kuschelig das Gestern ohne Designermöbel, Aktienfondsanteile und Glaspaläste war.“

Wissenschaftlich ließe sich dieser Sicht auf den Film weiter nachgehen, indem französische Gemeinsamkeiten genauer untersucht werden. Eint möglicherweise die begeisterten Kinogänger in Frankreich ihre Nostalgie für frühere Werte und Rituale? „Der Wunsch“ – so Vahabzadeh (2008) – „nach einer Welt, die Fortschritt und Luxus freiwillig entsagt und stattdessen das traute Beisammensein bei einer Tüte Fritten zum Ziel aller Träume erklärt – der ist vielleicht zeitgemäßer, als uns lieb ist“. Gerhard Middings (2008) von der Berliner Zeitung zielt mit seiner Analyse in die gleiche Richtung:

„Ebenso wie Jean-Pierre Jeunets Montmartre-Märchen 'Die fabelhafte Welt der Amelie' stellt (der Film) den Schrecknissen der Globalisierung ein Universum von überschaubarer moralischer Reichweite gegenüber. (Regisseur) Boon entwirft eine durchaus konservative Utopie der beschaulichen France profonde, in der dank warmherziger Gastfreundschaft die Integration kein Problem sein muss. Er hat die Provinz mit sich selbst versöhnt.“

Wenn die Provinz als übergeordnetes Ideal filmisch repräsentiert wird, ließe sich kulturvergleichend wiederum fragen, welche kulturellen Spezifika dieser kollektiven Bewertung zugrunde liegen. Sind diese infolge einer nationalen Kulturprägung als spezifisch „französisch“ zu identifizieren, oder funktionieren diese auch grenzüberschreitend (vgl. dazu Christadler 1981, François et al. 1995)?

Auch in Deutschland hat der Film großen Erfolg gehabt, was jedoch nicht zwangsläufig aus Gemeinsamkeiten mit den Franzosen (z.B. Faible für die beschauliche Provinz, gleiches Humorverständnis) abgeleitet werden darf, sondern auch aus den Gegensätzlichkeiten beider Länder resultieren könnte. Wie bei vielen anderen Filmen auch, sind es möglicherweise die Sympathien für das kulturell Fremde im Kontrast zu den jeweils eigenen Denk- und Handlungsweisen. Von den vielen nationalen Eigenheiten, die in der interkulturellen Kommunikation für verschiedene Lebensbereiche beschrieben werden (vgl. Barmeyer 2000:Kap. 3, Pateau 1999, Thomas 2008), greifen die Filmszenen möglicherweise gerade jene Abweichungen auf, die der deutsche Kinobesucher besonders positiv bewertet. So stellt der Film beispielsweise der in Deutschland insgesamt geringer ausgeprägten Bedeutung des Essens, dem Verbergen von Emotionen oder der strengeren Trennung von Arbeits- und Persönlichkeitsbereichen französische Alltagswirklichkeiten entgegen. Ausführlich werden Szenen gezeigt, in der alle Postangestellten auch in der Freizeit beim genussvollen Essen stark miteinander harmonisieren, in denen

neben dem Protagonisten weitere temperamentvolle Charaktere Sympathie versprühen, oder, wie das korrekte Austragen der Briefe bei den gastfreundlichen Ortsbewohnern auch zu einer Saufftour geraten kann.

In wieder anderer Perspektive sehen Kritiker in dem Spiel mit den regionalen Vorurteilen einen universalen Humor bedient, der ohne weiteres eine Übertragung dieses Erfolgsschemas auf andere Länder erlaubt:

„Eigentlich müsste man ein deutsches Remake drehen, das die Missverständnisse auf die Schippe nimmt, die hierzulande zwischen Ost und West statt Nord und Süd herrschen. Andere Nationen waren schneller. Eine italienische Sch'ti-Kopie will einen Norditaliener in den Süden schicken. Und Will Smith wird angeblich eine amerikanische Version produzieren.“ (Heine 2008)

Dagegen stellen weitere Kritiken die Übertragbarkeit des Humor-Schemas wiederum in Frage und machen allenfalls andere Elemente der Geschichte als vermittelenswert aus: „Willkommen bei den Sch'tis [taugt] als Exportgut weniger für Lachsalven als zur Charme-Offensive. Es kann ja nicht schaden, in diesen Tagen daran zu erinnern, dass Karriere weniger glücklich macht als Spaß mit Freunden – selbst wenn sie nuscheln“ (Peitz 2008). Diese verschiedenen Varianten, den Film zu betrachten, ließen sich mit diversen Rezensionen weiter anreichern. Interessant wären etwa die Perspektiven französischer oder britischer Rezensenten auf den Film und die jeweilige Bewertung kultureller Unterschiede in Hinblick auf die erzeugte Komik. Auch eine kulturbezogene Filmkritik von den Repräsentierten, den Bewohnern des Örtchens Bergues oder jene der Region Nord-Pas-de-Calais, welche mittlerweile erfolgreich Filmsouvenirs verkaufen (vgl. dazu FAZ vom 13.11.09:R1), dürften eine spezifische Sicht auf die für sie relevanten Kulturunterschiede offenbaren. Interessenabhängig – so lässt sich an dem Film exemplarisch verdeutlichen – können Kulturvergleiche zweifellos auf ganz unterschiedliche Kollektive zielen und dabei verschiedene Kriterien hinsichtlich der betrachteten Kultureigenschaften, der Exaktheit ihrer Erhebung oder der Methodenwahl in Anschlag bringen. Folglich sind der Nutzen und die Gültigkeit des Kulturvergleichs stets kontextgebunden. Dementsprechend müssen auch die im Vergleich verwendeten Raumkategorien einem solchen Kontext differenziert Rechnung tragen. Dass dies bei Kulturvergleichen jedoch nur bedingt geschieht, soll im Folgenden deutlich werden.

3. Kulturvergleich und Raum

Mit den variierenden Sichtweisen auf den Filmerfolg und der perspektivenabhängigen Bedeutung kultureller Unterschiede werden die unterschiedlichen Raumbezüge offenkundig, die hier – mal mehr, mal weniger deutlich – zum Tragen kommen. Scheint es einerseits die kulturelle Eigenart des Örtchens *Bergues* oder der Region *Nord-Pas-de-Calais* zu sein, die aus dem Kontrast zum *Süden (Provence)* ihr humoristisches Potenzial bezieht, mögen andererseits die *französischen* Gemeinsamkeiten interessieren, die der Film positiv aufzugreifen und zu besetzen weiß. In Hinblick auf den großen Zuspruch der deutschen Kinobesucher können es sowohl die regionalen *nordfranzösischen* Eigenheiten als auch die (als typisch empfundenen) *französischen* Kulturmerkmale sein, die im Kulturvergleich eine Rolle spielen. Ob möglicherweise *Ostfriesen* oder *Schwaben* aufgrund ihrer nördlichen Randlage, bzw. Sprachfärbung wiederum einen besonderen Zugang zum Film haben, wäre ferner zu erwägen. Schließlich ließe sich die vergleichende Sicht auf die Nachbarländer ausweiten, indem etwa der Filmerfolg und die Bewertung der Sch'tis aus der kulturgebundenen Perspektive der *Engländer*, *Spanier* oder anderer räumlich verorteter Kollektive analysiert würden. Derartige interessenabhängige oder selektive Vergleiche (Abb. 1) praktisch durchzuführen, erfordert eine Konkretisierung des Untersuchungsgegenstandes. Alle erwähnten Raumbezüge, die in semantischer Hinsicht bereits eine Vorkategorisierung der kulturellen Vielfalt geleistet haben, bieten sich nun auch als „Behälter“ für die Empirie an: Franzosen, Deutsche oder Einwohner der Region Nord-Pas-de-Calais sind innerhalb der Grenzen ihrer räumlichen Einheit leicht zu erfassen. Nicht nur dass ihre Anzahl und Zugehörigkeit feststeht, auch die Lokalisierung und Kontaktaufnahme der ausgewählten Probanden gestaltet sich einfach. Empirisch erweist sich die Verkopplung von kulturellen Eigenheiten und räumlichen Einteilungen somit als überaus praktikabel: Die jeweils relevanten Kultureigenschaften von Kulturträgern müssen nicht gesucht werden, sie sind einer Region (oder einem Raum) quasi eingeschrieben oder reifiziert und mit jenen einer weiteren Region (oder Raum) leicht vergleichbar.

Wenn es jedoch nicht primär um den Raum geht, der analysiert werden soll, sondern vielmehr um die Kultur selbst, dann erscheint diese Reifikation überaus problematisch. Schließlich ist die Übereinstimmung von Raum und Kultur keineswegs ausgemacht. Mit Bezug auf den Film könnte man gegen die raumbezogene Vergleichspraxis nun kritisch einwenden, inwieweit der räumliche Container tatsächlich alle für den Hu-

mor relevanten Eigenschaften erfassen kann. Indem sich der Forscher auf die räumlichen Kategorien einlässt, zwingt er die kulturellen Unterschiede in ein benanntes nationales oder regionales Raster (Abb. 2). Doch sind Raster und Untersuchungsobjekt tatsächlich identisch? Konzentrieren sich die Sch'tis, die Franzosen oder die Deutschen hinsichtlich der analytisch relevanten Eigenschaften tatsächlich auf die vorab festgelegte Region?

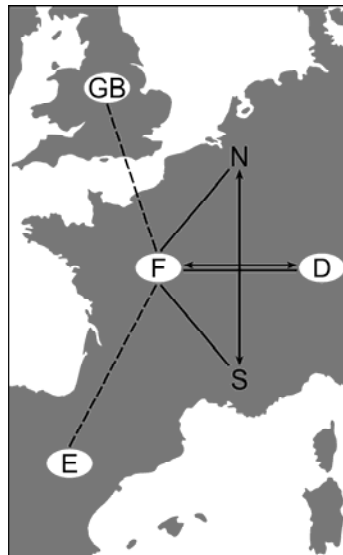


Abb. 1: Selektive Vergleichsmuster

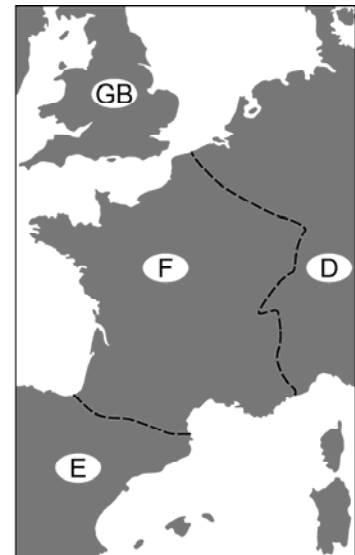


Abb. 2: Räumliche Kategorisierung

Um diesen Fragen nachzugehen, seien hier grundlegende Kennzeichen von Kultur, die im Kulturvergleich eine Rolle spielen, kurz rekapituliert:

- Es geht um einzelne Merkmale (und nicht etwa eine kulturelle Ganzheit), die miteinander in Bezug gesetzt werden. Welche Merkmale dies sind und welchen Kriterien ihre Erhebung unterliegt, ist von dem jeweiligen Forschungsanliegen (Kontext) abhängig (s.o.).
- Diese Merkmale müssen kollektiv ausgeprägt sein. Nicht individuelle Dispositionen bestimmen Kultur, sondern übergreifende Denk- und Handlungsweisen, die von einer Gemeinschaft geteilt werden.
- Schließlich interessieren in Kulturvergleichen jene kollektiv geteilten Merkmale, die über einen längeren Zeitraum internalisiert wurden und damit nicht spontan wandelbar sind. Während die politische Meinung oder die Zugehörigkeit zu einem Verein ebenfalls als Kollektivmerkmale auszumachen sind, zeigen im Kulturvergleich weniger diese beliebig wählbaren Kennzeichen Relevanz, sondern vielmehr die dahinter stehenden gemeinschaftlichen Prägungen.

Akzeptiert man diese Grundkriterien, so gestaltet sich die Praxis der räumlichen Vorkategorisierung von Kultur unter bestimmten Umständen fragwürdig. Zunächst ist festzuhalten, dass ein ausgewähltes Kollektiv, das sich über gemeinsam geteilte, internalisierte Eigenschaften formiert, räumlich selten in homogener Kontingenz erscheint. Es beschreibt in räumlicher Verortung keine lückenlose Einheitlichkeit, vielmehr wird der Raum auch von Kulturträgern mit anderer Prägung „durchsetzt“ sein. Da Kulturvergleiche jedoch nach Maßgabe der jeweiligen Interessen eine solche Einheitlichkeit in der Regel auch gar nicht anstreben, mögen räumlich vorherrschende Denk- und Handlungsmuster für Vergleichszwecke genügen, sofern ihre Kriterien offen liegen und der Gefahr unangemessener Homogenisierungen und Stereotypisierungen durch den Kontextbezug entsprechend begegnet wird.

Problematischer ist hingegen die Frage, ob die vorbestimmte räumliche Bezugsgröße auch tatsächlich all jene Kultureigenschaften einschließt, die im wissenschaftlichen Vergleich interessieren? So kann unser Kollektiv – bezogen auf eine Nation – diese räumlich zweifellos unterschreiten. Da nicht die Nation der alleinige Enkulturationsfaktor ist, lassen sich auf unterschiedlichen substaatlichen Ebenen diverse Kollektive nachweisen, die im nationalen Vergleich dann zwangsläufig statistisch unterrepräsentiert werden. Umgekehrt würde ein nationaler Vergleichsrahmen auch all jene Kollektive nicht oder unzureichend erfassen, die über die nationalen Grenzen hinausreichen.

Man könnte diesen Argumenten nun entgegensetzen, dass sie nur dann gerechtfertigt sind, wenn ein starres Vergleichsraster (wie Nation) ständig aufs Neue eingesetzt wird. Solange sich die Auswahl der räumlichen Vergleichskategorien am Forschungsinteresse orientiert – so wäre zu folgern – lassen sich auch kleinräumige (oder großräumigere) Vergleichseinheiten heranziehen, deren Raster das jeweilige Kollektiv besser erfassen kann. Nicht zuletzt haben ja die verschiedenen Raumbezüge in der Analyse des Sch'ti-Filmes verdeutlicht, wie unterschiedlich der Maßstab des Bezugsraumes, oder in anderen Worten, die Passgröße des Containers sein kann.

Tatsächlich ist das Problem der räumlichen Vorbestimmung von Kultur damit aber nicht überwunden, es wurde lediglich auf eine andere, kleinere oder größere Ebene verlagert. Denn obwohl die räumliche Formation eines Kollektivs vorab nicht bekannt ist, waltet weiterhin die Praxis einer vorausgehenden, von außen bestimmten und an semantischen Kategorien orientierten Einhegung des Vergleichsgegenstandes. Wenn das Forscherinteresse dem Kollektiv selbst und nicht der (eigentlich nur für Behelfszwecke) verwendeten Raumkategorie

gilt, kann dieses Vorgehen nicht überzeugen. Viele je nach Kontext wichtige Kulturmerkmale bleiben dem Forscher auf diese Weise verborgen und grundlegende Vergleichskriterien werden verzerrt.

4. Äquivalenzen im räumlich vorstrukturierten Kulturvergleich

Um die problematische Verkürzung von Raum auf Kultur in Hinblick auf die methodische Validität zu verdeutlichen, seien die vorangestellten Einwände auf die gängigen Äquivalenzpostulate übertragen.

Für den Vergleich von Kulturen bzw. von kulturellen Eigenschaften sind grundsätzlich Gemeinsamkeiten erforderlich, mit deren Hilfe die Eigenschaften in Beziehung gesetzt werden können. Der Vergleichsgegenstand wird methodisch als ein bestimmtes hypothetisches Konstrukt gefasst, welches einer bestimmten Denkstruktur, Gewohnheit oder Fähigkeit, kurz unseren Kollektivmerkmalen entspricht. Die empirische Kulturforschung setzt bei beobachtbaren Phänomenen an, die das Konstrukt repräsentieren. Unter solchen Phänomenen sind grundsätzlich sämtliche Formen von Handlungsweisen, Äußerungen, Mitteilungen oder Antworten aufzuführen, soweit sie über Mess- oder Vergleichsoperationen erfasst werden können. Speziell die unterschiedlichen Methoden der Kulturvergleichenden Psychologie eröffnen quantitative und auch qualitative Optionen, kulturelle Phänomene als Indikatoren für ein bestimmtes Konstrukt zu untersuchen (im Überblick Triandis 1994:75ff., Eckensberger 1969 und 1970, Vijver / Leung 1996). Ihre Gemeinsamkeit liegt darin, dass sie die variierenden Ausprägungen der Konstrukte und Phänomene über Vergleichsoperationen einfangen können. Der Vergleichsmaßstab wird in der Regel mittels einer Skala hergestellt, welche für die verschiedenartigen Grade oder Ausprägungen aller miteinander verglichenen Kulturen eine relational sinnvolle Einordnung erlaubt. Dabei sollten alle Vergleichsoptionen dem Anspruch der Gleichwertigkeit oder Äquivalenz unterliegen (vgl. dazu Helfrich 2003).

Die funktionale Äquivalenz ist gegeben, wenn sich für ein Konstrukt kulturübergreifend gleichwertige Indikatoren finden lassen. Beobachtete Verhaltensweisen in zwei oder mehreren Bezugskollektiven müssen mit gemeinsamen funktionellen Problemen zusammenhängen. Bedenken an einer adäquaten Berücksichtigung dieses Äquivalenzpostulats müssen nun aufkommen, wenn für die Bezugskollektive räumliche Bezugsgrößen eingesetzt werden, deren Mitglieder das Postulat erfüllen, während die des eigentlich relevanten Kollektivs dies nicht tun. Dem im Film gezeigten Geschäftsessen

wird im deutsch-französischen Vergleich möglicherweise noch eine ähnliche Funktion zuzusprechen sein, in einzelnen Teilregionen eines (anderen) Landes können diese Funktionen jedoch auch stärker differieren.

Das Postulat der konzeptuellen Äquivalenz setzt voraus, dass der Bedeutungsinhalt des Konstrukts in den untersuchten Kulturen vergleichbar ist. Dies bedeutet, dass vorab zu klären ist, ob in den zu untersuchenden Kulturen die verwendeten Begriffe ähnliche oder unterschiedliche Konnotationen aufweisen. Auch dabei spielt es zwangsläufig eine Rolle, ob der gewählte räumliche Bezugsrahmen das zu untersuchende Kollektiv tatsächlich exakt repräsentieren kann. Mögen ähnliche oder unterschiedliche Assoziationen zwischen den Einwohnern der *Provence*, *Nord-Pas-de-Calais*, *Deutschland* oder *Frankreich* nachweisbar sein, könnte sich dies ganz anders darstellen, wenn die Kollektive die genannten Raumgrenzen über- oder unterschreiten. Oft lässt sich eine abschließende Bewertung der konzeptuellen Äquivalenz erst im Anschluss an die Untersuchung vornehmen, stellt sie doch häufig die zentrale Fragestellung interkultureller Untersuchungen dar, die aus den Forschungsergebnissen resultiert. Faktisch ist dieses Ergebnis aber ein Ausdruck der räumlichen Vorkategorisierung.

Derartigen Einwänden wird mit dem weiteren Postulat der Populationsäquivalenz nur bedingt begegnet. Es bezieht sich auf die adäquate Auswahl der kulturspezifischen Versuchspersonen, bzw. Interviewpartner. Dabei konzentriert sich die Problematisierung der Populationsäquivalenz i.d.R. auf die Verteilung der Probanden innerhalb einer Untersuchungseinheit (Vijver / Tanzer 1997:97f., Hess 1987:44ff.). Eine Untersuchung beispielsweise in Frankreich würde demnach darauf achten, dass die Stichprobe nicht nur angemessen und gleichmäßig verteilt ist, sondern auch durch lokale Einflussgrößen (z.B. die Nähe spezifischer Bildungseinrichtungen) nicht verzerrt wird. Die grundlegendere Verzerrung durch die vorausgehende Bestimmung des Untersuchungsraumes gerät indes aus dem Blickfeld.

Zusammengenommen zeigt sich, dass die verbreitete Veräumlichungspraxis im empirischen Kulturvergleich die grundlegenden Äquivalenzpostulate berühren und damit wesentlichen Einfluss auf die Ergebnisse nehmen kann. Dabei ist es unerheblich, ob die Vergleiche über einen etischen oder einen emischen Forschungszugang angestrengt werden, da in beiden Fällen die Bezugseinheiten im Voraus klar definiert sind (vgl. Scheffer 2009:23). Doch auch selbstkritische Appelle in der kulturvergleichenden Forschung haben bislang nicht dazu geführt, von den pragmatisch gefassten räumlichen Untersuchungseinheiten abzurücken:

„Die Orientierung an leicht zugänglichen demographischen statt an theoretisch fundierten psychologischen Variablen ist auch für die Behandlung der Äquivalenzfrage typisch. Kulturgrenzen werden gleichgesetzt mit Sprachgrenzen, Staatsgrenzen, politischen oder wirtschaftlichen Systemgrenzen, ohne dass theoretisch geklärt werde, worin der psychologische Gehalt der Zugehörigkeit zu dieser Gruppierung liegen könnte und warum gerade bei diesen Gruppen ein Vergleichbarkeitsproblem bestehen sollte“ (Barmeyer / Genkova 2009:141, vgl. dazu auch Straub 2003:547).

Die Möglichkeiten zu alternativen Gruppierungen zu gelangen, müssen sich auch in semantischer Hinsicht auf jene Angebote beschränken, die ohne den Raum auskommen. Vergleiche ohne nationale oder regionale Attributierungen sind in ihrer Abstraktion jedoch schwer vorstellbar (Abb. 3).



Abb. 3: Kultur ohne Kennzeichnung

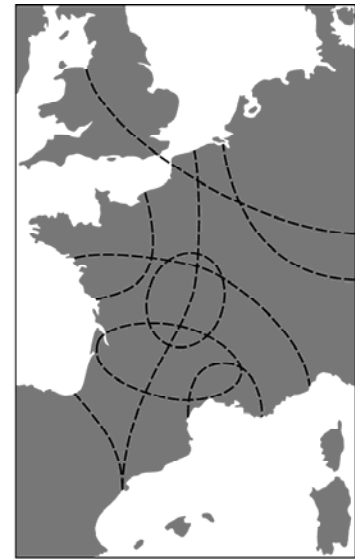


Abb. 4: Selektive Kulturräume

5. Ausblick: Kulturvergleiche mit variablem Raumbezug

Geht es den kulturvergleichenden Disziplinen darum, die kulturelle Vielfalt der Erde zu gliedern und Kultur miteinander vergleichend in Beziehung zu setzen, so ist Raum hierfür sicherlich nicht das einzige Strukturierungsprinzip. Auch jenseits räumlicher Kennzeichnungen bestehen diverse Kategorisierungen, die sich als Vergleichsgröße grundsätzlich anbieten. Dies können beispielsweise Organisationen sein, deren Einheit durch Mitgliedschaft bestimmt ist. Dazu ließen sich soziale Organisationen, Zeitungsredaktionen, Consultingbüros oder Kegelclubs ebenso zählen wie Parteien. Daneben sind Einheiten zu identifizieren, die funktional abgegrenzt werden können. Solche Institutionen sind beispielsweise im Bereich der Schule, der Familie oder dem Rechtswesen auszumachen. In all diesen Gruppierungen kann grundsätzlich ein hohes Maß an Kollektivität bestehen, das sich durch ge-

meinsam geteilte und tief internalisierte Eigenschaften im o.g. Sinne auszeichnet und damit für Kulturvergleiche in Frage kommt. Auch die Benennbarkeit dieser Kollektive ist im Rahmen der Gruppierung gewährleistet. Kulturvergleiche, die an solchen Kollektiven Maß nehmen, sind allerdings darauf angewiesen, den Umfang des Kollektivs vorab relativ genau zu kennen. Der „Container“ einer Organisation oder Institution sorgt dafür. Für die Analyse von Firmen-, Organisations-, oder Vereinskulturen ist diese Voraussetzung somit gegeben. Der Untersuchungsrahmen steht a priori fest, so dass der Forscher nicht Gefahr läuft, einen Teil des – möglicherweise global verzweigten – Kollektivs übersehen zu haben. Doch die Variabilität der Erfassung verschiedenster Kollektivstrukturen in unterschiedlichen Erdregionen bleibt dabei stark reglementiert.

Am Beispiel des Films „Willkommen bei den Sch'tis“ wurde hingegen exemplarisch verdeutlicht, dass Kultur kontextabhängig vielfältigen Sichtweisen und Interessen ausgesetzt ist, die entsprechend variable Repräsentationen verlangen. Diesem Bedürfnis scheint „Raum“ in besonderer Weise nachzukommen, da er Kollektivität auf verschiedenen Maßstabsebenen semantisch und empirisch greifbar macht. Gleichzeitig wurde der räumlichen Vergleichspraxis aber auch kritisch entgegengehalten, dass eine kulturelle Vorbestimmung ausgewählter Räume zwar unterschiedliche Vergleichseinheiten bereitstellt, sich aber gleichzeitig der Möglichkeit beraubt, Kultur – ähnlich wie die raumunabhängigen Kategorisierungen – außerhalb der Vorkategorisierung zu bestimmen. Entsprechen die angegebenen Kollektive nicht den vorgegebenen Grenzen, muss die Erklärungskraft von Kultur auf der Grundlage schematisierter Generalisierungen schwinden. Kulturräume können so nur bestätigt und reproduziert, nicht aber aufgrund ihrer Kulturmerkmale wissenschaftlich weiter bestimmt werden. Diese Unschärfe kann sich zugleich auf die Vergleichskriterien auswirken.

Zwar besteht neben der analytischen und diskursiven Verwendung der gängigen Bezugsräume (insbesondere Staaten) auch die Option, alternative Vergleichseinheiten heranzuziehen, wie das Filmbeispiel ebenfalls gezeigt hat. Nichtsdestotrotz bleibt auch dabei die kulturelle Vergleichspraxis weiterhin in jenen Regionen gefangen, für die es benannte Grenzen gibt. Obgleich „Kultur“ inhaltlich für spezifische Anliegen noch nicht weiter bestimmt ist, steht ihre räumliche Verbreitung a priori fest. Fallen hingegen die vorgegebenen Grenzen zur räumlichen und terminologischen Kategorisierung von Kultur weg, verlieren kollektive Vergleiche ihre entschiedene Bezugsbasis.

Um die herausgestellte Variabilität von räumlichen Einteilungsmustern dennoch zu nutzen, könnte die Frage nach einer Alternative von einer Kulturraumforschung beantwortet werden, die Kultur selbst zum Regionalisierungsmerkmal macht. Die Logik eines räumlichen Kulturdenkens gilt es entsprechend umzukehren. Dem Vergleich geht nicht die Vorregionalisierung von Kultur voraus, sondern die (primär räumlich unabhängige) Identifikation von Kollektivität. Nicht die regionale oder nationale Kultureigenschaft steht dann im Mittelpunkt, sondern die geographische Verortung dieser Eigenschaft selbst. Auf diese Weise würden sich Kulturräume formieren, die in Abhängigkeit vom Interesse und Forschungskontext differenzierter als Nationen oder andere Vergleichseinheiten, kulturelle Gegebenheiten auf unterschiedlichen Maßstabsebenen und in variablen Formationen aufweisen können. Die Variabilität dieser „selektiven Kulturräume“ (vgl. Scheffer 2007) speist sich aus dem nahezu unbegrenzten Inventar räumlicher Kennzeichnungen. Auf der Grundlage situativer und zeitlich gebundener Befunde erhalten sie vielfältige Konturen und eröffnen variable Vergleichsmöglichkeiten (Abb. 4).

In dieser Perspektive könnte nun auch die Analyse der Sch'tis weitere Kollektivzugehörigkeiten jenseits der bislang verwendeten Raumsemantiken freilegen. Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit, Kollektivitätsgröße und Homogenität werden dabei zu kriteriengebundenen Befunden eines spezifischen Interesses. Für den Kinobesucher hätte ein solcher Ansatz allerdings einen großen Nachteil: Die amüsanten Klischees würden sich in vielen Bereichen auflösen.

Literatur

Barmeyer, Ch. (2000): *Mentalitätsunterschiede und Marktchancen im Frankreichgeschäft. Zur interkulturellen Kommunikation im Handwerk* (mit Schwerpunkt Saarland/Lothringen). St. Ingbert: Röhrig.

Barmeyer, Ch. / Genkova, P. (2009): Methodische Probleme kulturvergleichender und interkultureller Forschung. In: Barmeyer, Ch. / Genkova, P. / Scheffer, J. (Hrsg.) (im Druck): *Einführung in die Interkulturelle Kommunikation und die Kulturwissenschaft. Grundbegriffe, Wissenschaftsdisziplinen, Kulturräume*. Passau: Stutz, S. 119-152.

Christadler, M. (1981): *Deutschland, Frankreich. Alte Klischees, neue Bilder*. Frankfurt/M.: Verlag der sozialwissenschaftlichen Kooperative.

Eckensberger, L. (1979): A Metamethodological Evaluation of Psychological Theories from a Cross-Cultural Perspective. In: Eckensberger, L. / Lonner W.J. / Poortinga Y.H. (Hrsg.): *Cross-Cultural Contributions to Psychology*. Lisse: Swets & Zeitlinger, S. 255-275.

Eckensberger, L. (1980): *Methodenprobleme der kulturvergleichenden Psychologie*. Saarbrücken: Breitenbach.

Scheffer: Gefangen im Container – Kulturvergleiche und ihre räumliche Vorbestimmung am Beispiel des Filmes „Willkommen bei den Sch'tis“

François, E. / Siegrist, H. / Vogel, J. (1995): *Nation und Emotion. Deutschland und Frankreich im Vergleich 19. und 20. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Heine, M. (2008): *Nord ist Mord*. Berliner Morgenpost vom 30.10.2008. Online Dokument: www.morgenpost.de/printarchiv/top-bmlive/article967112/Nord_ist_Mord.html [Zugriff 01.09.09].

Helfrich, H. (2003): Methodologie kulturvergleichender psychologischer Forschung. In: Thomas, A. (Hrsg.): *Kulturvergleichende Psychologie*. Göttingen: Hogrefe, S. 111-138.

Hess, W. (1987): *Forschungsansätze in der kulturvergleichenden Psychologie. Methodische Probleme und Perspektiven*. Berlin: Haseloff.

Lüthge, K. (2008): *Nuscheln, kuscheln, lachen*. Frankfurter Rundschau vom 30.10.2008. Online Dokument: www.fr-online.de/in_und_ausland/kultur_und_medien/feuilleton/1621459_Nuscheln-kuscheln-lachen.html?sid=3021acfab74a9742a3159172a3a9ce44 [Zugriff 01.09.09].

Midding, G. (2008): *Das Nord-Süd Gefälle. Schöne, heitere Provinz*. Berliner Zeitung vom 29.10.2008. Online Dokument: www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2008/1029/feuilleton/0015/index.html [Zugriff 01.09.09].

Pateau, J. (1999): *Die seltsame Alchemie in der Zusammenarbeit von Deutschen und Franzosen. Aus der Praxis interkulturellen Managements*. Frankfurt/M.: Campus.

Peitz, Ch. (2008): *Slusch mit luschtig. Das Nuscheln der anderen. Frankreichs Hit „Willkommen bei den Sch'tis“*. Tagesspiegel 30.10.2008. Online Dokument: www.tagesspiegel.de/kultur/kino/art137,2648597 [Zugriff 01.09.09].

Scheffer, J. (2007): *Den Kulturen Raum geben. Das Konzept selektiver Kulturräume am Beispiel des deutsch-tschechisch-österreichischen Dreiländerecks*. Passau: Selbstverlag Fach Geographie.

Scheffer, J. (2009): Entgrenzung durch neue Grenzen. Zur Pluralisierung von Kultur. *Interculture Journal* 2009 (8), S. 19-33.

Straub, J. (2003): Psychologie und die Kulturen in einer globalisierten Welt. In: Thomas, A. (Hrsg.): *Kulturvergleichende Psychologie*. Göttingen: Hogrefe, S. 543-566.

Thomas, A. (2008): Handlungswirksamkeit von Kulturstandards in der Zusammenarbeit von Deutschen und Franzosen. In: Röseberg, D. / Thoma, H. (Hrsg.): *Interkulturalität und wissenschaftliche Kanonbildung. Frankreich als Forschungsgegenstand einer interkulturellen Wissenschaft*. Berlin: Logos, S. 363-387.

Triandis, H.C. (1994): *Culture and social behaviour*. New York: McGraw-Hill.

Vahabzadeh, S. (2008): *Das Glück ist eine Fritte*. Süddeutsche Zeitung vom 29.10.08. Online Dokument: www.sueddeutsche.de/kultur/972/315860/text/ [Zugriff 01.09.09].

Scheffer: Gefangen im Container – Kulturvergleiche und ihre räumliche Vorbestimmung am Beispiel des Filmes „Willkommen bei den Sch'tis“

Vijver, F. van de / Leung, K. (1996): Methods and Data Analysis of Comparative Research. In: Berry, J. W. / Poortinga, Y. H. / Pandey, J. (Hrsg.): *Handbook of Cross-Cultural Research*. Needham Heights: Allyn & Bacon, S. 257-300.

Vijver, F. van de / Tanzer, N. K. (1997): Bias and Equivalence in Cross-Cultural Assessment. An Overview. *European Journal of Applied Psychology* 47 (4), S. 263-279.

Interkulturalität oder Alltagsleben: Empirische Implikationen theoretischer Perspektiven

Prof. Dr. Rüdiger Korff

Universität Passau, Lehrstuhl für Südostasienskunde II (Festland)

Abstract

In the wake of the "cultural turn" and the spread of "post-modern cultural relativism", culture(s) were defined as a central aspect of human life. Relativism implies forms of cross-cultural, i.e. intercultural communication that gain in importance through globalization. An alternative perspective chooses everyday life as its point of departure. Instead of focusing primarily on interpretations, this viewpoint concentrates on interdependencies, which result from daily practice and power relations and structure actions through the production of reality. These theoretical perspectives have methodological implications. Intercultural communication assumes clearly separated cultures, but it remains unclear, to what extent this assumption is constructed by science. Research on everyday life takes relationships and structures as points of departure, i.e. integration through local knowledge, which is to be captured through emic reconstruction. The basic question is, thus, whether the investigation of simulacra itself constructs or deconstructs new simulacra.

1. Vorbemerkung

Im Unterschied zu Alltagsleben, was als analytischer Begriff verwendet wird, d.h. mit diesem Begriff wird versucht einen Bereich zu bestimmen und von anderen abzugrenzen, ist der Begriff Interkulturalität eher diffus. Ein Grund dafür ist, dass Interkulturalität nicht nur in wissenschaftlichen Untersuchungen verwendet wird, um methodisch etwas „auf den Punkt“ zu bringen, sondern primär im politischen und ökonomischen Diskurs. So wurde Interkulturalität zu einem Label, unter dem Lösungen für Probleme angeboten werden. Interkulturalität ist damit eine Ware. Ich habe gar nichts dagegen, diese Ware zu verkaufen, so wenig ich etwas dagegen habe, andere wenig nützliche Dinge zu verkaufen. Allerdings beharre ich auf einer Unterscheidung zwischen Wissenschaft und Warenproduktion.

2. Der „cultural turn“

In den achtziger Jahren wurde von einem „cultural turn“ in den Geschichtswissenschaften gesprochen, der dann u.a. über die Diskussion der Postmoderne und später der kulturellen Implikationen der Globalisierung auch andere Sozialwissenschaften erreichte. Cultural turn deutet an, dass Kultur handlungsleitend ist. Nicht mehr materialistische und im Weiteren ökonomische, d.h. auf Nutzenmaximierung bezogene Interessen stehen im Vordergrund, sondern Identität, Aner-

kennung usw. In der Politikwissenschaft kann der Artikel und das Buch von Huntington „The Clash of Civilizations“ (Huntington 1996) als Ausdruck dieser Orientierung angesehen werden. Tatsächlich wurde es zunehmend schwierig, Konflikte, Bewegungen usw. mit dem früheren, auf materielle Interessen abzielenden Instrumentarium des zweckrationalen Handelns zu erfassen. Offensichtlich wurden bzw. waren nationale Selbstständigkeit, Religion, kulturelle Eigenständigkeit usw. zu zentralen Motiven von Bewegungen und Grundlagen von Konflikten geworden.

Interessanterweise bildete die Wirtschaftswissenschaft eine bezeichnende Ausnahme dieses „cultural turn“. Während die institutional economics noch einen, wenn auch begrenzten Bezug zu Kultur aufweisen (siehe etwa Sen 1997 und 2006), gehen die neo-liberalen Konzepte von einem Universalismus des auf Eigennutzmaximierung angelegten, kalkulierenden Individuums aus, dessen Beziehungen zu anderen Personen, wenn überhaupt, dann über „rational choice“ erfolgen. In diesem Konzept bleibt wenig Platz für Kultur, es sei denn als Aspekt des Marketing, so dass es erstaunt, dass inzwischen interkulturelles Training zu einer Maßnahme der neuen Managementkultur gehört. Das hängt wahrscheinlich mit der Idee zusammen, über die Etablierung einer „corporate culture“ und „identity“ Transaktionskosten zu reduzieren. Hierbei wird jedoch vergessen, dass Sinn nicht produziert werden kann, sondern nur im Alltagsleben kreierte wird (Eisenstadt 2002, Luhmann 1984). Allerdings ist dieses Bild des rational entscheidenden Individuums ein höchst kulturalistisches, gerade durch die Aufhebung kultureller Besonderheiten in einer technisch-instrumentellen Perspektive.

Die Diskussion der Globalisierung ist gleichzeitig Ergebnis und Hintergrund des „cultural turn“ bzw. der Popularität des Interkulturellen. Über Globalisierung ergaben sich neue Formen der Kommunikation über politische und kulturelle Grenzen hinweg, und ein neues, die früheren Grenzen der eigenen Welten übersteigendes Wissen von Alternativen. Dadurch war Kultur weder an spezielle Orte und Räume gebunden, noch war sie selbstverständlich. Kultur basierte zunehmend auf einer Entscheidung, d.h. auf Intentionalität der Identifikationen (Firestone 1990).

Man kann diesen cultural turn aber auch aus einer etwas anderen Perspektive, nämlich der Idee des besseren zukünftigen Lebens betrachten. In den sechziger und siebziger Jahren war die Utopie durch ökonomisch-politische Ideen definiert. Es ging um Sozialismus, Gleichheit usw., die vor allem ökonomisch verstanden wurde. Diese Bewegungen waren mit Versprechen verbunden, die allerdings nur bedingt eingelöst wurden. So änderte sich die Bundesrepublik durch die Refor-

men der sozial-liberalen Koalition recht weitreichend, doch blieben diese hinter der erwarteten Revolution zurück. Im Herbst 1977 wurde dann die Revolution in Deutschland verjagt und andere Bewegungen mit neuen Versprechen spielten die zentrale Rolle wie die Frauenbewegung, Umweltbewegung sowie religiöse/kulturelle Bewegungen. Zunehmend standen nun kulturelle Fragen im Vordergrund. Vor allem nach dem Ende des kalten Krieges in den neunziger Jahren bestimmten Bewegungen die Öffentlichkeit, die sich über Kultur definierten. Ethnizität, Nationalismus, Religion, Identität waren die zentralen Themen der Bildung kollektiver Akteure. Auch diese Bewegungen waren mit Versprechen verbunden, die ebenso nur begrenzt gehalten werden konnten. So brachte die nationale Selbstständigkeit der früheren Sowjetrepubliken eben nicht sofort den versprochenen Reichtum, sondern neue Probleme.

3. Interkulturalität

In diesem Prozess, der inzwischen seine Halbwertszeit überschritten hat, kam es zu einer Verlagerung. Kultur war nicht mehr die abhängige Variable von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, sondern Wirtschaft und Gesellschaft ebenso wie Politik wurden ausgehend von Kultur analysiert, was in vielen Disziplinen an die Diskussionen der fünfziger und frühen sechziger Jahre zur politischen Kultur, der modernen Persönlichkeit usw. erinnerte. Hinter den Arbeiten von Hofstede (1980 und 1997) beispielsweise werden Parsons (1971) „pattern variables“ ebenso deutlich wie in der Diskussion der asiatischen Werte, oder der alten Diskussion der Differenz zwischen moderner und traditioneller Kultur. Saids (1978) Kritik am Orientalismus wurde aufgegriffen, um einen Occidentalismus zu konstruieren. Allerdings, worauf Said schon hinweist, sind Orientalismus und Occidentalismus interdependente Konstruktionen, deren jeweilige Bewertungen sich aus Machtrelationen ergeben. Die postkoloniale Konstruktion des Occidentalismus hauchte dem alten Orientalismus neues Leben ein.

Während vor allem Wirtschaft und Verwaltung, jedenfalls in der modernen Gesellschaft, als universell gültig angesehen werden, ist Kultur immer mit Differenz verbunden. Der Idee einer modernen Gesellschaft als Weltgesellschaft steht das Konzept vielfältiger, sich durch Abgrenzungen definierender Kulturen gegenüber. Soweit zur Bestimmung von Kultur immer Grenzen und Abgrenzungen gehören, folgt daraus, dass zu Kultur auch interkulturelle Kommunikation gehört, d.h. eine Kommunikation, die über diese Grenzen hinweg geht. Das führt zu einer interessanten Konstruktion:

Um die eigene kulturelle Identität zu bestimmen – sei es auf persönlicher oder kollektiver Ebene – ist die Konstruktion einer anderen Kultur notwendig (Barth 1969, Lacan 1986). Diese Konstruktion bezieht sich aber nicht darauf, wie die andere Kultur ist, sondern wie sie aus dem eigenen Verständnis anders sein sollte. Sie wird davon ausgehend konstruiert, wie man sich im Kontrast zur anderen Kultur selbst wahrnehmen möchte. Das heißt, zur Bestimmung der eigenen Kultur gehört 1. die Bestimmung einer anderen Kultur sowie 2. der Differenz zwischen beiden. Interkulturelle Kommunikation geht noch einen Schritt weiter. Der Analyst interkultureller Kommunikation muss sich selbst über die Bestimmung mindestens zweier als different definierter Kulturen konstruieren, d.h. zum Selbstverständnis gehört, die anderen Kulturen und ihre jeweiligen Konstruktionsprozesse zu verstehen. Da dieses Verstehen aber nur durch Abgrenzung erfolgen kann, ist die Konsequenz, dass der Analyst ein eigenes Kulturverständnis haben muss, das sich von denen der als different verstandenen Kulturen unterscheidet. Folglich wird mit dem Konzept der interkulturellen Kommunikation kultureller Relativismus aufgehoben und durch Universalismus, wenn nicht „Leitkultur“ – hier die des Analytischen – ersetzt.

Das zeigt sich deutlich in Studien zur interkulturellen Kommunikation und mehr noch in den interkulturellen Trainingskursen. Kulturen und damit Persönlichkeit werden oftmals durch binäre, dichotome Klassifizierungen kategorisiert. Die Klassifizierungen selbst werden aus allgemeinen Annahmen abgeleitet, so dass sich daraus folgend ein umfassendes Muster integrierter Kulturen ergibt. Hier haben wir natürlich einen zentralen methodischen Fehler, denn in der Untersuchung können nur diejenigen Daten erhoben werden, die mit den Hypothesen übereinstimmen. Nehmen wir ein Beispiel: Die Frage: „Verstehen Sie sich als Asiat oder als Europäer?“ impliziert ja schon, dass 1. eine signifikante und sinnstiftende Differenz zwischen Europäern und Asiaten besteht und 2., ebenso wichtig, Europäer und Asiaten jeweils ein mehr oder weniger homogenes Kollektiv bilden. Mit anderen Worten, diese Form der interkulturellen Analyse ersetzt Relativismus durch puren Essentialismus. Mehr noch, wie Adorno (1972) ausführt:

„Die Dinghaftigkeit der Methode, ihr eingeborenes Bestreben, Tatbestände festzunageln, wird auf ihre Gegenstände, eben die ermittelten subjektiven Tatbestände übertragen, so als ob dies Dinge an sich wären und nicht vielmehr verdinglicht. Die Methode droht sowohl ihre Sache zu fetischisieren wie ihrerseits zum Fetisch zu entarten. Prätendiert wird, eine Sache durch ein Forschungsinstrument zu untersuchen, das durch die eigene Formulierung darüber entscheidet, was die Sache sei.“ (Adorno 1972:86)

Sicherlich gibt es vernünftigeren Untersuchungen interkultureller Kommunikation, die allerdings, und das ist kulturell sehr

bezeichnend, weniger hoch bewertet werden. Das heißt, es gibt eine sehr begrenzte, fast ausschließlich wissenschaftliche Nachfrage, während essentialistisches Interkulturalitätstraining recht gut bezahlt wird. Offensichtlich wird damit ein Bedürfnis befriedigt und Nutzen von Konsumenten maximiert. Wahrscheinlich hat es damit zu tun, dass man vorzieht, Komplexität und Unübersichtlichkeit durch einfache, von Experten entwickelte Modelle zu reduzieren, was ja auch beim religiösen Fundamentalismus der Fall ist, auch wenn diese Unsinn sind und den eigenen Wahrnehmungen widersprechen. Ein anderer Reiz liegt darin, dass diese Modelle an Technologien erinnern. Es lassen sich Regeln definieren und wenn die Gebrauchsanweisung richtig befolgt wird, dann funktioniert alles wunderbar. Einzig die regelmäßigen Krisen und Konflikte deuten darauf hin, dass etwas doch nicht so ganz stimmt.

4. Alltagsleben

Kultur und damit auch Interkulturalität konnotieren eine höhere Ebene des Nicht-materiellen, dem reinen Nutzen unterworfenen. Kultur hat eine Affinität mit Sakralität erhalten, während Alltagsleben sich auf die profane Welt bezieht. Noch deutlicher: Kultur geht es um das Genießen und die feinen Distinktionen, im Alltagsleben ums Fressen und satt werden, also die deftige Mahlzeit. In diesem Sinne ist das Alltagsleben der Raum, in dem die Massenproduktion Massenkonsumenten findet, der Uniformierung von Individualismus und Banalität. Gleichzeitig ist aber das Alltagsleben als Leben der Spannung zwischen Anpassung und Ekstase, Profanem und Sakralem, Gegenwart und Zukunftserwartung unterworfen und damit nur begrenzt kontrollierbar. Simmel (2005) stellt heraus, dass sich das Individuum nicht im Zentrum konzentrischer Kreise befindet, sondern in vielfältige unterschiedliche Beziehungen integriert ist. So erstaunt es nicht, dass Lefebvre (1976) über die Untersuchung des Alltagslebens in der Moderne zur „Revolution der Städte“ gekommen ist, denn „der Sinn des urbanen Raum-Zeit-Gebildes ist darin zu sehen, dass jeder Punkt zentral werden kann“ (Lefebvre 1976:126). „Das Städtische lässt sich auch als Nebeneinander und Übereinander von Netzen, als Sammlung und Zusammenschluss dieser Netze definieren“ (Lefebvre 1976:131). Ähnlich bestimmt Castells (1990) das Urbane als Punkt, an dem ganz unterschiedliche globale Netze und Flüsse räumlich verbunden sind. Mit anderen Worten, Interkulturalität ist zentraler Bestandteil des urbanen Alltagslebens. Allerdings mit einer interessanten Umwidmung: Nicht als ideologisches Konstrukt, sondern als Praxis.

Kommen wir von diesem Ausflug ins Konkrete der Städte zurück ins Allgemeine. Soziale Praxis ist immer eingebettet in vielfältige Beziehungen oder Figurationen. Auch wenn wir in einem anthropozentrischen Weltbild davon ausgehen, dass nur Menschen miteinander interagieren können, so demonstriert die Banalität des Alltags, dass zu diesen Netzwerken der Praxis ebenso Dinge wie Ideen gehören. Mehr noch, Wirklichkeit wird in derartigen Netzwerken geschaffen (Latour 2006). So wie zu Beziehungen, Kommunikation und Netzwerken Machtdifferentiale gehören, d.h. Handlungsfähigkeit in Bezug auf Personen, Dinge und Ideen, zu denen Dominanz ebenso gehört wie Widerstand, so werden diese zur Wirklichkeit. Gerade in diesem Komplex ist die Interaktion mit Dingen von großer Bedeutung, denn Dominanz und Kontrolle vollzieht sich zunehmend weniger über direkten Zwang, sondern Sachzwänge, die als unabhängige Macht auftreten. Zwang wird verdinglicht und naturalisiert. Disziplinierung erfolgt über Instrumente, die im Unterschied zur Zwangsjacke den Anschein erwecken, Möglichkeiten zu erweitern. Die Vielfalt der heterogenen Netzwerke, oder die Multiplizität der Ordnungen, die gerade in den Städten präsent sind, ermöglicht immer neue und unvorhersehbare Beziehungen als nicht-intendierte Effekte intentionalen Handelns. So erzeugt das Alltagsleben ebenso Zwänge wie Befreiung, also genau die Spannung zwischen Anpassung und Ekstase und ist dadurch höchst politisch. Politisch verstanden als Konfrontation des Bestehenden mit dem Möglichen.

Genau hierauf bezieht sich Marcuses (1970) Unterscheidung zwischen affirmativer und kritischer Kunst. Affirmative Kunst geht auf in der technischen Reproduzierbarkeit, der Logik des Marktes und der Herrschaft. Kritische Kunst betont demgegenüber Nichtidentität und Bruchstellen. So ist Alltagsleben gleichzeitig auch Kunst des Lebens. In vielen Fällen die praktische Kunst des Überlebens.

In der empirischen Untersuchung des Alltagslebens kann nicht von szientistischen Klassifizierungen ausgegangen werden. Alltagsleben ist immer Praxis, d.h. Handeln in Netzwerken. Diese lassen sich nur über empirische Rekonstruktion erfassen. Einerseits als dichte Beschreibung der Vielfalt der Beziehungen und der darin generierten Bedeutungen, andererseits aber auch als Analyse der Strukturen der Machtbeziehungen und Zwänge. Diese sind materiell, ideologisch, sozial und politisch, d.h. Teil der Netzwerke des Alltagslebens. Dazu gehört, darüber hinaus, die Reflexion über die Beziehungen, in denen man als Forscher steht, denn genau durch diese wird Wirklichkeit und damit das, was wir unter Daten verstehen, definiert.

Gerade dies wird bei der Analyse urbanen Alltagslebens offensichtlich. Städte sind, wie schon gesagt, immer multikulturell. Interkulturalität ist damit Bestandteil der Praxis und kann nur aus einer Perspektive der Praxis verstanden werden. Und hier ergibt sich eine ganz bezeichnende Differenz zwischen praktischer Interkulturalität und Praxis des interkulturellen Trainings. Erstere zielt auf Reproduktion ab, letztere auf Produktion. Erstere definiert sich über Kommunikation, letztere über instrumentelle Rationalität, d.h. als Lösung, von der ausgehend passende Probleme definiert sind.

5. Simulacrum

Nun fragt man natürlich: Ist das denn Wirklichkeit? Erfährt man so etwas darüber, wie die Kultur wirklich ist? Natürlich nicht! Authentizität gibt es nicht, denn was als wirklich angenommen wird, ist immer nur das, was in Beziehungen produziert wurde. Mit anderen Worten: Teil der Wirklichkeit ist die Simulation von eigenen ebenso wie anderen Kulturen. Damit ist es nicht die Frage, was ist der Sinn einer Kultur, sondern was ist der Sinn der Simulation, d.h. der Produktion von Kulturen.

Hier bedarf es eines kurzen Blicks auf Lyotard (2005). Er stellt heraus, dass Wissen zur Ware, wenn nicht der Ware schlechthin geworden ist. Das bedeutet, dass Wissen, wie alle anderen Waren in Produktionsverhältnissen, die durch An- und Enteignung gekennzeichnet sind, produziert wird und zwar nicht wegen seines Gebrauchswertes, sondern dem Tauschwert, der Austauschbarkeit der Ware Wissen. Ein Blick auf die Wissensproduktion in der Wissensgesellschaft, die Diskussion der Wissensökonomie und die Vermehrung der Beratungsunternehmen sowie die Universitätsreformen und die Valorisierungen des Wissens zeigt deutliche Belege dieses Prozesses. Castells (1990) weitete dieses Argument auf Informationen als Ware aus. Diese Argumente basieren u.a. auf den älteren Arbeiten von Lefebvre (1991) über die Produktion des Raumes. Raum als Ware bezieht sich nicht nur auf Bodenpreise und Grundstücksspekulation oder sub-prime loans, sondern auf alle Dimensionen des Raumes. Das impliziert auch „Kulturräume“, d.h. Räume, in denen Kultur produziert wird.

Folgt man dieser Perspektive, so ist der „cultural turn“ auch verbunden mit der Valorisierung von Kultur als Ware. Es geht damit nicht mehr nur um Simulation, um Simulacra, sondern deren Produktion und Handel. Daraus ergibt sich, dass die Produktion und das Marketing so gestaltet werden muss, dass es zu den Ansprüchen der Konsumenten passt. Diese Kulturproduktion ist immer affirmativ und zielt darauf ab, zu bestätigen, was der Kunde erwartet. Ein Beispiel dazu: Wäh-

rend eines Aufenthaltes in Ghana konnte ich an einer Veranstaltung für afro-amerikanische Touristen auf einer „back to the roots tour“ zu den alten Sklavenkastellen teilnehmen. Neben den Veranstaltungen in Dörfern im Umkreis der Sklavenforts war eine afrikanische Begrüßungszeremonie interessant. Am Abend wurde eine Afrika-Show aufgeführt. Es wurde wild getrommelt und in Baströcken getanzt. Mich erinnerte es etwas an Hollywood. Der Choreograph sagte mir, anfangs hätte er eine aktuelle, sehr gute ghanaische Trommelgruppe engagiert und Tänze aufgeführt. Das wurde aber als touristisch kritisiert. Um eine authentische Aufführung machen zu können schaute er Videos von Hollywoodfilmen und wie dort Afrika dargestellt wurde. Das machte er nun nach und es wurde als „das wirklich Afrika, so wie wir es uns immer vorgestellt haben“ akzeptiert.

Ist nun Simulation abzulehnen, da sie keine Wirklichkeit repräsentiert? Keineswegs. Die Aufführung im Hotel war sehr wirklich und tatsächlich authentisch. Die Frage kann deshalb so nicht gestellt werden. Sie müsste heißen: Was soll warum wie simuliert werden?

Ist denn die Untersuchung des Alltagslebens keine Simulation? Durchaus, doch hat sie eine ganz andere Zielrichtung. Nicht wahres Wissen soll produziert werden, sondern Praxis rekonstruiert und damit Simulation dekonstruiert. Das verlangt eine Bezeichnung und Stellungnahme zu den bestehenden, Wirklichkeit definierenden Machtverhältnissen. Die Untersuchung des Alltagslebens ist dadurch implizit kritisch, denn sie kontrastiert was ist mit dem, was möglich ist.

6. Weitere methodische Implikationen

In seiner Arbeit zur Theorie der Praxis weist Bourdieu auf die Differenz zwischen Praxis, also dem, was Menschen machen und Kultur im Sinne von Regeln hin. Offensichtlich passt beides nur sehr begrenzt zueinander. Wenn Personen sich an kulturelle Regeln halten, bedeutet dies ebenso wenig, dass diese Regeln zutreffen, als dass der Nachweis, dass sie sich nicht immer daran halten beinhaltet, dass diese Regeln nicht zutreffen. Weder Verifikation noch Falsifikation kann auf solche Regeln angewandt werden. Hier bedarf es eines feineren Ansatzes. Zum einen geht es darum, die Konstruktion der Regeln zu erfassen, die meistens auf Ex- bzw. Inklusion abzielen, sowie die als verbindliche Interpretatoren der Kultur auftretenden Personen, d.h. Personen, deren eigene Machtposition genau auf ihrer Stellung als Interpretatoren basiert. Wir sind also, wenn es um kulturelle Regeln geht mit Machtdifferenzialen und Versuchen, diese zu erhalten konfrontiert. Die

herrschende Kultur ist damit tatsächlich die Kultur der Herrschenden, wie aktuell in Thailand demonstriert.

Schon die alten Studien von Redfield (1948 und 1954) zu urban und folk-culture sowie von Lewis (1968 und 1970) zur „culture of poverty“, die Arbeiten von Thompson (1987) oder Scott (1985 und 1992) über die „weapons of the weak“ und die „arts of resistance“ sowie Elias (2002) Studien zu Formalität und Informalität, von Gramsci (1991) und seinem Konzept der Hegemonie ganz zu schweigen, zeigen, dass es innerhalb einer Gesellschaft und Kultur ganz unterschiedliche Ebenen gibt: Mindestens sind die Beziehungen unter Gleichgestellten anders strukturiert als diejenigen zwischen Personen von unterschiedlichem Status. Eine auf Praxis abzielende Untersuchung bezieht diese Differenzen und die damit verbundenen Strategien, Möglichkeiten und Bewertungen ein. Es ist eine Untersuchung dessen, was gemacht wird. In den meisten Kultur-Analysen wird hingegen das, was gemacht werden sollte mit dem gleichgesetzt, was gemacht wird.

Ein weiterer, sehr weitreichender Unterschied bezieht sich auf die Frage des Sinnes, also der mit Handeln verbundenen Bedeutungen. Geht es um einen eher banalen praktischen Sinn, oder einen mit Bedeutungen überladenen kulturellen Sinn? Das eine wird über Interpretation als Simulacrum konstruiert, das andere über die Analyse der Interdependenzen erfasst. Das eine ist ein hoffentlich gut lesbarer Roman, das andere ist Leben. Ein Roman kann sich nicht ändern ebenso wie einem Buch die Kapazität fehlt, neue Möglichkeiten zu schaffen. Erst durch die Integration des Buches in ein Netzwerk, wenn es gelesen wird, kann es praktisch relevant werden.

Literatur

Adorno, Th. W. (Hrsg.) (1972): *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. Neuwied: Luchterhand.

Barth, F. (Hrsg.) (1969): *Ethnic groups and boundaries. The social organization of culture difference*. Oslo: Universitetsforlaget.

Castells, M. (1990): *The informational city. Economic restructuring and urban development*. London: Blackwell.

Eisenstadt, S. N. (Hrsg.) (2002): *Multiple modernities*. New Brunswick, NJ: Transaction.

Elias, N. (2002): *Studien über die Deutschen*. Frankfurt: Suhrkamp.

Firestone, M. (Hrsg.) (1990): *Global culture. Nationalism, globalization and modernity*. London: Sage.

Gramsci, A. (1991): *Antonio Gramsci. Gefängnishefte*. Hamburg: Argument-Verlag.

Hofstede, Geert (1980): *Culture's consequences. International differences in work related values*. Thousand Oaks, CA: Sage.

Hofstede, Geert (1997): *Cultures and organizations. Software of the mind*. New York: McGraw-Hill.

Huntington, S. (1996): *The clash of civilizations and the remaking of world order*. New York: Simon & Schuster.

Lacan, J. (1986): Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint. In: Lacan, J. (Hrsg.): *Schriften I*. Weinheim: Quadriga, S. 61-70.

Latour, B. (2006): *Die Hoffnung der Pandora*. Frankfurt: Suhrkamp.

Lefebvre, H. (1991): *The production of space*. London: Blackwell.

Lefebvre, H. (1976): *Die Revolution der Städte*. Frankfurt: Syndikat.

Lewis, O. (1968): *La vida. A Puerto Rican family in the culture of poverty - San Juan and New York*. New York: Random House.

Lewis, O. (1970): *The children of Sánchez. Autobiography of a Mexican family*. London: Penguin.

Luhmann, N. (1984): *Soziale Systeme*. Frankfurt: Suhrkamp.

Lyotard, J. F. (2005): *Das postmoderne Wissen*. Wien: Passagen.

Marcuse, H. (1970): *Der eindimensionale Mensch*. Neuwied: Luchterhand.

Parsons, T. (1971): *The system of modern societies*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.

Redfield, R. (1948): *The folk cultures of the Yucatan*. Chicago: University of Chicago Press.

Redfield, R. (1954): *The role of cities in economic development and cultural change*. Chicago: University of Chicago Press.

Said, E. (1978): *Orientalism*. New York: Random House.

Sen, Amartya (1997): *On economic inequality*. Oxford: Clarendon Press.

Sen, Amartya (2006): *Identity and violence. The illusion of destiny*. New York: W. W. Norton.

Scott, J. (1985): *Weapons of the weak. Everyday forms of peasant resistance*. Boston: Yale University Press.

Scott, J. (1992): *Domination and the arts of resistance*. Boston: Yale University Press.

Simmel, G. (2005): *Gesamtausgabe Bd. 11. Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Frankfurt: Suhrkamp.

Thompson, E. P. (1987): *Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse*. Frankfurt: Suhrkamp.

Stichprobenzugang oder das Sampling-Problem bei Kulturvergleichenden psychologischen Untersuchungen

PD Dr. Petia Genkova

Philosophische Fakultät / Fach Psychologie, Universität Passau

Abstract

Cross-Cultural research, quantitative or qualitative, is cost-intensive and laborious. Especially the empirical psychological research has to solve many methodic problems. Sampling has a common problem with generalization of psychological results. This factor exacerbates itself in a cross-cultural study, as the sampling has to meet certain criteria: 1. It should show a high representativeness of the normal distribution in every culture that is compared. 2. The samples of every culture, that is compared, have to be similar in order to guarantee their comparability. This article discusses and presents the kind of methodic difficulties emerging in these studies.

1. Einleitung

Eine kulturvergleichende Untersuchung methodisch abzusichern, ist mit spezifischen Problemen der Kulturvergleichenden Psychologie verbunden. Ziel dieses Kapitels ist es, diese Problematik kurz darzustellen, um bei der empirischen Untersuchung verschiedene Lösungsmöglichkeiten zu diskutieren und anzuwenden.

Kulturvergleiche durchzuführen und sich mit interkulturellen Fragestellungen zu beschäftigen ist eine undankbare Arbeit für einen Psychologen. Es erfordert einen doppelten Aufwand: Einerseits muss man eine kulturvergleichende Untersuchung empirisch vorbereiten, sich mit den verschiedenen kulturellen Patterns auseinandersetzen, die Instrumente adäquat zum Kulturmodell entwickeln bzw. an dieses anpassen und andererseits vergleichbare gemeinsame Elemente beibehalten – was manchmal einen Widerspruch in sich bedeutet – und ähnliche Stichproben befragen. Trotzdem wird diese Art der Forschung in der Psychologie oft nicht gewürdigt und geschätzt. Obwohl man versucht, auch zu den allgemeingültigen, universellen Punkten durchzudringen, werden die Ergebnisse nicht berücksichtigt und seltener in theoretische Perspektiven miteinbezogen. Und am Ende, beim Publizieren oder Vortragen, werden interkulturelle Studien oft nur als „oberflächlich“ – als Feststellen von Mittelwertunterschieden und als Reproduzieren von Unterschieden zwischen Phänomenmerkmalen – angesehen, statt in Diskussionen zur Neukonzeption einbezogen zu werden. Interessant ist ferner, dass, wenn man einen Vergleich vor einem Publikum vorträgt, das zu einem der verglichenen Kulturmodelle gehört, dieses häufig gar nicht die Aussagen über die eigene Kultur und Gesellschaft kritisiert, sondern diejenigen über die fremde Kultur. Diese besserwisserische Haltung ist dennoch mit einer in der eigenen Kultur bedingten zentristischen Einstel-

lung zu erklären. Wir urteilen von unserer Kultur ausgehend über die anderen, d.h. wir verwenden in diesem Fall unsere Vorstellungen bzw. Stereotype und Vorurteile, weshalb wir an diesen festhalten möchten.

2. Kulturvergleichende Psychologie – methodische Probleme

Zu den methodischen Schwierigkeiten der kulturvergleichenden Psychologie gehört, dass es an Grundlagenwerken mangelt, die Auskunft darüber geben, wie man die Vergleichbarkeit überprüfen und gewährleisten kann. Diese für die Kulturvergleichende Psychologie spezifischen Fragen sind auch Gegenstand dieses Beitrags.

Die Probleme der Kulturvergleichenden Psychologie als neue Disziplin bestimmen auch ihre methodischen Probleme. Inwieweit stimmen die Antwortmuster überein? Ist die Vergleichbarkeit gewährleistet? Wird eigentlich das gleiche Phänomen erforscht? Wie kann man negative Konnotationen vermeiden? Kann man statistisch gesehen diese Probleme lösen? Hier wird auch versucht, konkrete Vorschläge zu geben, wie man bei den unterschiedlichen Methoden zu einem Kulturvergleich verfahren soll.

Hiermit stoßen wir auf die beiden wichtigsten methodischen Probleme, auf die *Vergleichbarkeit* und auf die *Äquivalenz*. Wir können Phänomene miteinander vergleichen, wenn wir eine Dimension identifizieren, eine Äquivalenz feststellen und universelle Zusammenhänge sehen. Hierzu gehört auch die große Bandbreite von Phänomenvariationen. Auf dem einen Level werden die Strukturen oder Funktionen erfasst, auf dem anderen Level werden Phänomene betrachtet, die eine sehr große Variation an Ausprägungen aufweisen.

Es gibt zwei Wege zur Feststellung der dimensionalen Äquivalenz – durch Adaptieren der Universalien aus der Biologie, Linguistik und Anthropologie bzw. aus der Soziologie oder durch empirisches Demonstrieren der Äquivalenz der Daten, die in den beiden Stichproben erhoben bzw. gesammelt werden (Berry 1980, Berry et al. 2002, Segall et al. 1999, Shiraev / Levi, 2000).

Zu den Universalien, die hier einbezogen werden, gehören nicht nur die biologischen Universalien (biologische Bedürfnisse), sondern auch die universellen Phänomene aus der Anthropologie (Sprache, Mythen usw.). Weiterhin zählen dazu auch Universalien aus der Soziologie (ein Set von funktionellen Merkmalen des Soziallebens, wie Rollendifferenzierung, sowie normative Regulation von Verhalten und Sozialisation) (Berry 1980).

Da die Kulturvergleichende Psychologie die beiden Ebenen Population und Individuum betrifft, ist sie mit mehreren Disziplinen verwandt, z.B. mit der Ökologie, Anthropologie, Soziologie, Linguistik und Biologie auf der Populationsebene. Diese sind durch das Beschreiben und Analysieren von menschlichen Gruppen geprägt. Auf der individuellen Ebene schließt die Kulturvergleichende Psychologie alle Bereiche der wissenschaftlichen Forschung, sei es in Bezug auf Entwicklung, Persönlichkeit, Kognition, Wahrnehmung und soziales Verhalten mit ein (Segall et al. 1999). Einige der Disziplinen auf der Populationsebene tendieren eher zu naturalistischer Beobachtung (z.B. die ethnographische Anthropologie), andere dagegen zu Fragebögen und Skalen, wie sie die Psychologie zur empirischen Forschung favorisiert.

Am nächsten verwandt mit der Kulturvergleichenden Psychologie ist die Anthropologie (vgl. Segall et al. 1999, Greenfield 1997, Poortinga 1997). Theorien und Konzepte aus einer Gesellschaft sind nicht immer auf eine andere anwendbar. Das fundamentale Paradoxon und Dilemma der kulturvergleichenden Forschung ist das Messen und Beobachten von Verhalten in verschiedenen Kulturen, ohne manchmal zu wissen, was eigentlich genau beobachtet und gemessen wird. Um dieses Dilemma zu lösen, gehen besonders nicht-westliche Forscher den Weg der indigenen Psychologie (Segall et al. 1999, Berry et al. 2002).

Zu diesen Schwierigkeiten kommen noch die grundlegenden Probleme der empirisch-psychologischen Forschung im Hinblick auf die Gütekriterien Objektivität, Reliabilität und Validität hinzu.

Der *Etic-Emic-Ansatz* kann hier nur kurz skizziert werden (nach Berry 1980). Die *Emic*-Methode schließt Folgendes mit ein: Untersuchen des Verhaltens innerhalb einer Kultur, Überprüfen nur einer Kultur, Entdecken der Struktur durch den Forscher und Kriterien, die interne Charakteristika betreffen. Dagegen sind mit der *Etic*-Methode verbunden: Untersuchen des Verhaltens von einer Position außerhalb des Systems, Überprüfen und Vergleich mehrerer Kulturen, eigenständiger Entwurf der Struktur durch den Forscher und Kriterien, die als absolut oder universell bestätigt werden.

Dieser Ansatz betrifft auch die Ebenen der Analyse (Segall et al. 1999), die die Operationalisierungsebenen von *Etics* und *Emics* betreffen. Jede Untersuchung geht von der eigenen Kultur aus und wird danach in die andere Kultur übertragen. Das Entdecken der anderen Kultur durch die Perspektive der eigenen und das Vergleichen der beiden Kulturen geschieht auf mehreren Ebenen (s.u.), wobei der Vergleich als „möglich“ oder „unmöglich“ in Bezug auf das untersuchte Phänomen bezeichnet werden kann.

In Zusammenhang damit, dass die Kulturvergleichende Psychologie stärker zu empirischen Methoden tendiert, nennen van de Vijver und Leung (1997) vier allgemeine Typen von kulturvergleichenden Studien (s. Abb. 1). Je nachdem, ob die Hypothesen theoriegeleitet sind oder deren Generalisierbarkeit überprüft wird und ob die Untersuchung psychologische Unterschiede oder externe Validität testet, wird der Kontext berücksichtigt oder nicht.

	<i>Orientation</i>	
<i>Consideration of contextual factors</i>	<i>Hypothesis testing</i>	<i>Exploration</i>
No	<i>Generalizability</i>	<i>Psychological differences</i>
Yes	<i>Theory driven</i>	<i>External validation</i>

Abb. 1: Vier allgemeine Typen von kulturvergleichenden Studien in der Psychologie (nach van de Vijver / Leung 1997)

Die Äquivalenz und Vergleichbarkeit gehören bei diesen Typen von Studien zu den üblichen Problemen der empirischen kulturvergleichenden Forschung. Sie werden häufig im Zusammenhang mit der Kulturvergleichenden Psychologie problematisiert und diskutiert, da diese einen neuen Bereich darstellt und weil sie viele Konzepte aus den „klassisch“ geisteswissenschaftlichen verwandten Disziplinen benutzt, die der empirischen Forschung mit deren präskriptiver Betrachtungsweise kritisch gegenüber stehen.

2. Das Selektionsproblem der Stichproben bei Kulturvergleichenden (*Sampling*)

Auch bei einer Untersuchung innerhalb einer Kultur gibt es Probleme bezüglich der Repräsentativität einer Stichprobe und bezüglich deren Charakteristiken. Ein weiteres Problem ist, inwieweit die Ergebnisse beruhend auf einer Stichprobe generalisiert werden können. Für die Kulturvergleichende Psychologie kommt als zusätzliches Problem noch die Vergleichbarkeit zweier Stichproben hinzu (Berry 1980). Hier besteht ein Paradoxon: Man vergleicht zwei unterschiedliche Stichproben in einer kulturvergleichenden Untersuchung; wir wollen diese folglich als „gleich“ bzw. „vergleichbar“ ansehen. Wir sprechen also gleichzeitig von „vergleichbar“ und von „unterschiedlich“ (Segall et al. 1999, Smith / Bond 1998, Malpass / Poortinga 1986, Lonner / Berry 1986).

In der Kulturvergleichenden Psychologie bestehen auch die üblichen Probleme der psychologischen Forschung, wie bei-

spielsweise die Eigenheiten von Laborexperimenten und der Zugang zu den Versuchspersonen (oft handelt es sich um Freiwillige oder Studenten) (Segall et al. 1999). Die Vergleichbarkeit der Stichproben kann man zudem verbessern, indem man sprachliche Kenntnisse oder eingehende Hintergrundkenntnisse über soziale Umstände und kulturelle Eigenschaften in beiden oder mehreren Sprachen der untersuchten Kulturen erwirbt. Bei der kulturvergleichenden ethnographischen Forschung bedient man sich sogenannter Informanten. Diese Personen haben zwar oft eine atypische bzw. fachfremde Ausbildung, können aber mit Wissen über die eigene Gesellschaft helfen und besitzen die notwendigen Fremd- bzw. Muttersprachenkenntnisse für solche Tätigkeiten (Segall et al. 1999, Smith / Bond 1998, vgl. Genkova 2009). Somit müssen bei der Auswahl der Stichproben für Kulturvergleiche mehrere Aspekte berücksichtigt werden.

Wenn man also eine kulturvergleichende Untersuchung durchführt, arbeitet man mit der „systematischen Kovariation“ (oder *cause*) zwischen kulturellen Variablen und Verhaltensvariablen. Diese werden einmal innerhalb einer Kultur und einmal zwischen den Kulturen analysiert (*etic-emic*-Ansatz). Die Suche nach universellen Generalisierungen hängt weiterhin mit dem Problem zusammen, dass nicht nur der Rang, sondern auch die Repräsentation von Kultur und Verhalten zum Ausdruck gebracht wird (Berry 1980).

Dadurch treffen wir auf vier Phänomene: Kulturen und Individuen, Stimuli und Reaktionen. Auf der einen Seite geht es um das Entdecken eines systematischen Zusammenhangs zwischen den kulturellen und den individuellen Aspekten und andererseits um den Zusammenhang zwischen Stimuli und Reaktionen. Für letzteres sollen alle vier Phänomene repräsentativ erhoben werden (Berry 1980).

Die meisten Literaturquellen verweisen aber eher auf das Problem, wie Kultur „selektiert“ und erst danach wie dieses mit Generalisierungen verbunden wird. Dazu gehören auch die sogenannten *holocultural*-Studien, in denen die ganze Welt als eine Einheit betrachtet wird (s.u.). Es wird meistens nur darüber diskutiert, ob ausreichend Versuchspersonen in den einzelnen Kulturen befragt werden, und dabei nicht weiter berücksichtigt, dass Studien innerhalb einer Kultur häufig auf viel spezifischeren Stichproben beruhen.

Bei der Auswahl der Versuchspersonen in einer vergleichenden Studie gibt es keine so großen Unterschiede zu den „normalen“, nicht vergleichenden Studien. Die Standardtechniken können benutzt werden: Eine random Zufalls-Stichprobe kann als repräsentativ für die gesamte Population gelten, oder eine stratifizierte Stichprobe kann spezifischen Datenanalysen dienen. Dies betrifft beispielsweise Alter und

Geschlecht oder spezifische Informationen biographischer und demographischer Natur (Brislin / Baumgartner 1971, nach Berry 1980). Die adäquate Repräsentation einer Population vermutet Stratifikation. Die Basis der Stratifikation (z.B. sozioökonomischer Status der Individuen – Mittelschicht) sollte aber so ausgewählt sein, dass sie die maximale Repräsentativität gewährleistet.

In diesem Zusammenhang werden drei Levels von *Sampling* (Stichprobenselektion) diskutiert (Berry et al. 2002, Lonner / Berry 1986, van de Vijver / Leung 1997):

- Soll innerhalb der Kultur nach Subgruppen selektiert werden?
- Welche Individuen sollen innerhalb der Kultur oder Subgruppe ausgewählt werden?
- Wie kann man entscheiden, wie Individuen innerhalb jeder Kultur oder Gruppe ausgewählt werden können?

Eine wichtige Überlegung bei der Konstruktion eines Forschungsdesigns ist, welche Kulturen berücksichtigt werden sollen. Man unterscheidet zwischen zwei Vorgehensweisen:

- theoretisch grundierte „Strategie“-Kulturen, die starke Kontraste in Bezug auf eine Variable zeigen oder
- Auswahl einiger Kulturen, die für die gesamte Welt repräsentativ sein sollen (z.B. zufällig ausgewählte Kulturen) (Schwartz 1994).

Die sogenannte Stichprobe nach Zugänglichkeit ist kein plausibles Vorgehen, um Vergleiche anzustellen. Darunter versteht man Kontakte mit Kollegen auf Konferenzen oder Vergleiche des persönlichen Interesses an einem bestimmten Land (Berry et al. 2002, Shiraev / Levy 2000, van de Vijver / Leung 1997, Brislin / Hughes-Wiener 1989).

Es gibt weitere Aspekte der Stichprobenauswahl, die jedoch mehr Aufmerksamkeit in der Anthropologie als in der Psychologie finden. Das erste ist das sogenannte *Galton's Problem* (Naroll 1970, Naroll et al. 1980, s.u.). Darunter versteht man das *Spreading* (die Verbreitung) kultureller Charakteristiken bei Kontakten zwischen Gruppen. Wenn zwei Kulturen einen ähnlichen Wert bei einer Variable haben, setzt dies Austausch von Wissen und Artefakten durch Kontakt und Kommunikation voraus (*Diffusion*). Nach Naroll et al. (1980) kann man dieses Problem vermeiden, indem man Gruppen auswählt, die weit voneinander entfernt leben.

Der zweite Aspekt besteht darin, dass Kulturen auf verschiedenen Levels definiert werden. Solche Ebenen können beispielsweise Regionen, psychologische Levels, Bildung, Sozialisation oder Kollektivismus sein. Kulturen können aber auch

nach dem Rang dieser Levels, innerhalb der Levels oder zwischen ihnen bestimmt werden. Hier ist es wichtig, Kultur und Land zu unterscheiden sowie die Kultureinheit zu spezifizieren.

Man sollte zwischen Stichproben- (*sampling errors*) und Nicht-Stichprobenauswahlfehlern (*not sampling errors*) unterscheiden (Pareek / Rao 1980). Stichprobenauswahlfehler ergeben sich, wenn der Forscher

- leicht erreichbare Stichproben benutzt,
- kleine Stichproben verwendet oder
- Stichproben von speziellen Gruppen, mit denen der Forscher verwandt oder verbunden ist, heranzieht.

In allen Fällen sind dann die Ergebnisse weder als repräsentativ noch als universell für diese Untersuchung zu werten. Manchmal unterscheiden sich in größeren Ländern auch die einzelnen geographischen Regionen (z.B. Indien). In derartigen Fällen ist der Forscher bestrebt, den Umfang und damit den Abdeckungsgrad der Stichproben zu erhöhen (Pareek / Rao 1980). Zu berücksichtigen ist, dass bei größeren Stichproben auch die Reliabilität einer Untersuchung wächst (Shiraev / Levy 2000).

Die *not sampling errors* führen zu einer Reduktion der Reliabilität, Validität und Authentizität der Antworten. Manchmal führt das Reduzieren von *sampling errors* zu vermehrten Kosten und *not sampling errors*. Zu den *not sampling errors* können unter anderem verschiedene Interviewer bei einer Untersuchung führen, wenn linguistische Vergleichbarkeit nicht gewährleistet ist (Pareek / Rao 1980).

Sampling errors können durch größeren Umfang der befragten Stichproben, sorgfältige Stratifikation und minimales *Clustering* verringert werden. Die Strategien des Reduzierens der *not sampling errors* dagegen sind durch eine allumfassende Methode oder durch mehr Training, Interviews und durch Supervision der Interviewer zu realisieren.

Um diesen methodischen Problemen entgegenzuwirken, müssen folgende Fehler vermieden werden (Pareek / Rao 1980):

- Zu kleiner Umfang der Stichproben
- Übertragen der Gesamtfehler auf die Untersuchungsergebnisse
- Übertragen der Komponenten auf die Gesamtfehler.

Der Gebrauch von multiplen Methoden reduziert zwar die Fehlerquellen, führt aber zu höheren Kosten. Dies gilt für die verschiedenen Methoden der kulturvergleichenden For-

schung. Hier werden die Unterschiede zwischen quantitativen und qualitativen Methoden und deren Bedeutung für die Stichprobenauswahl kurz dargestellt.

3. Quantitative vs. qualitative Methoden und Stichprobenzugang

Die Hauptmethoden des qualitativen Ansatzes (Silverman 1993) schließen Beobachtung, Analyse von Texten und Dokumentationen, Interviews, Aufnahmen mit Transkripten oder die Kombination all dieser Methoden ein (Berry et al. 2002). Die qualitativen Methoden werden auch in der Ethnographie genutzt (Greenfield 1997, Poortinga 1997). Die Kulturanthropologie benutzt darüber hinaus das Narrative, z.B. Erzählungen der Informanten, als wichtige Informationsquelle. In der Soziologie wird anhand qualitativer Methoden induktiv von der Analyse einzelner Fälle her das Entwickeln abstrakter Kategorien angestrebt. In der Psychologie hingegen schließen qualitative Methoden nicht-strukturierte Interviews, Fokusgruppen, systematische Beobachtungen sowie Beurteilungsmethoden und nicht regelgebundene Werte und Methoden mit ein. Dabei steht immer die Reaktion der Versuchsperson im Zentrum (Smith et al. 1995).

Zu den quantitativen Methoden gehören Tests und Fragebögen, die häufig kulturvergleichend angewandt werden. Die Tests kommen auch bei der kulturvergleichenden Erforschung des „anormalen“ Verhaltens zur Anwendung: Wie wird transkulturell definiert, wahrgenommen und erklärt, welche Unterschiede in den therapeutischen Ansätzen (Segall et al. 1999) bestehen? Beispielsweise werden in Ländern, die – alltagssprachlich ausgedrückt – als eher temperamentvoll gelten, eher kognitive Ansätze benutzt, um etwas dagegen zu steuern. In den verschlossenen Kulturen wird umgekehrt eher affektiv angesetzt, um die Leute zu sensibilisieren. Weiterhin ist es eine Tatsache, dass das Testen und das *Assessment* zwischen den Kulturen eines der wichtigen Themen dieser Forschung und ein fester Bestandteil der klinischen Psychologie war, bevor es das DSM-IV (*Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders*) gab (Irvine / Carroll 1980, Irvine 1986, Guthrie / Lonner 1986, Segall 1986, Berry et al. 1986, Lonner / Berry 1986). Es erfordert hohe Konzentration, um zwischen zentralen und peripheren Symptomen zu unterscheiden: Die zentralen Symptome sind universell, nur die peripheren sind kulturspezifisch (Shirayev / Levy 2000, vgl. auch Draguns 2001, Draguns 1990, Ilola 1990, Guthrie / Lonner 1986). In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, wie man Testergebnisse zwischen Kulturen beurteilen soll. Ist es möglich, konstruktbezogene oder deskriptive Mittelwerte von

Testwerten zu definieren, um methodisch gute Ergebnisse zu erzielen? Die Faktorenanalyse beispielsweise unterstützt stabile Konstruktdimensionen für das Klassifizieren von Subjekten innerhalb und zwischen den Kulturen.

Die Entwicklung von herkömmlichen Methoden zu den neueren ist mit einer bestimmten Grundorientierung verbunden. Die wissenschaftliche Beobachtung ist immer mit einer Theorie verknüpft. Diese steht mit Rationalismus und Empirismus in Verbindung (vgl. Popper 1961, nach Berry et al. 2002). Die Beobachtung impliziert die Theorie, und der Gebrauch von psychologischen Tests impliziert einige Arten von a priori Theoretisieren, sei es explizit oder implizit. Die Testfehler, die früher gemacht wurden, werden heutzutage vermieden. Die gegenwärtige Entwicklung und die Anwendung von Tests für interkulturelle Belange sind eher mit der Lösung von zwei Problemen verbunden: 1. Qualität der Tests und 2. die Interpretation der Ergebnisse (Irvine / Carroll 1980).

Diese Prinzipien werden als Basis für experimentelle Manipulation von Testbedingungen in testfremden Gruppen betrachtet. Als übliches Beispiel kann man die Anwendung von Intelligenztests ansehen, welche fester Bestandteil jedes differentiellen Psychologie-Lehrbuchs sind. Das Testen von fremden ethnischen Gruppen – sei es rein sprachlich oder mit anders orientierten Tests, die auf Sprache basieren • ist immer strittig, zumal die Intelligenzvorstellung schon immer westlich aufgefasst wurde (vgl. Irvine / Carroll 1980, Berry et al. 2002, Segall et al. 1999, Triandis 1980, Shiraev / Levy 2000, Lonner 1990 u.a.).

Mit quantitativen Methoden sind natürlich auch die Fragebögen gemeint, deren Anwendung eher mit der Problematik der Äquivalenz verbunden ist oder mit Übersetzungsproblematik und der Kontextanalyse, die (s.o.) schon erläutert wurden. Die Verwendung von Fragebögen ist die übliche Methode in der Kulturvergleichenden Psychologie. Hier werden die Fragebögen dafür benutzt, Daten zu sammeln und spezifische Variablen zu messen. Mit Hilfe von Umfragen lässt sich ein Kulturvergleich vollziehen, doch es wäre ratsam, zusätzlich dazu ein Interview durchzuführen. Bei großen Stichproben haben sich Fragebögen als effiziente Methode durchgesetzt (Pareek / Rao 1980), da sie bessere Gütekriterien aufweisen und Vergleichbarkeit gewährleisten.

Bei den quantitativen Methoden werden am häufigsten die Messwerte der zentralen Tendenz benutzt, um die Unterschiede zwischen zwei kulturellen Gruppen zu kennzeichnen. Damit ist der Median, der Mittelwert und der *Mode* gemeint. Weiterhin ist hier zu berücksichtigen, dass man folgende Skalen benutzt: nominal, ordinal, intervall und ratio (z.B. Fehler bei einem Test oder Klick auf einer Homepage). In diesem

Zusammenhang wird auch sehr oft der T-Test für unabhängige Variablen benutzt (Shirayev / Levy 2000).

4. Holokulturelle Forschungsmethoden

Eine holokulturelle, also die ganze Erde umfassende Studie testet mit Hilfe der Korrelationsanalyse Daten von weltweiten Stichproben, aus mehreren Kulturen und Gesellschaften. Die Stichproben werden als repräsentative Stichproben behandelt und universell betrachtet – z.B. HRAF (vgl. Berry 1980, Naroll et al. 1980, Segall et al. 1999). Hierbei werden drei Arten von holokulturellen Forschungsmethoden unterschieden (Naroll et al. 1980):

- Gebrauch von Daten, gewählt aus der Population des Nationalstaates
- Daten von allen primitiven Kulturen (als primitiv werden hier Kulturen ohne schriftliche historische Tradition angesehen („*native-written*“))
- Daten von allen historisch universell bekannten Kulturen.

Diese Studien sollen Theorien empirisch testen, um einige generelle Charakteristika menschlicher Kultur festzustellen. Somit werden theoretische Variablen für große, weltweite Stichproben von Kulturen einbezogen und untersucht. Die Vorteile dieser Studien sind folgende: Da sich die Studien auf weltweite Daten stützen, variieren die irrelevanten Faktoren nach dem Zufallsprinzip. In diesem Sinne sind diese Quasi-Experimente nicht so gut wie die kontrollierten Experimente, aber die nächstbesten. Bei letzteren ist die Kontrolle über Galton's Problem (*cultural diffusion*) leichter als bei weltweiten Daten. Einige wichtige Variablen werden als Charakteristika einer Gesellschaft auf dem Level von kultureller Evolution, Religion, Sprache gemessen; man könnte von einer relativen Objektivität ausgehen (Naroll et al. 1980).

Folgende Probleme bestehen in der holistischen Forschung (Naroll et al. 1980):

- Gruppensignifikanz – die Gruppen signifikant auszuwählen
- Galton's Problem – mögliche Unabhängigkeit, kulturelle Diffusion
- Datenselektion – Kriterien auswählen
- Definieren von Einheiten (*Unit Definition*) (Stamm/Gesellschaft)
- Genauigkeit der Daten (Informanten, Reporter, Vergleich)

- Religionsvariation innerhalb einer Religion
- Spezielle Probleme in Konzeptualisierung, Klassifikation und Kodierung
- Datenmängel – keine direkte Information zu den relevanten Daten .

Hierbei werden natürlich auch die statistische Signifikanz (Probleme: statistische Interferenz; Dichotomisierung, um Daten zu variieren), die Kausalanalyse (A verursacht B oder beide Variablen werden von einer anderen beeinflusst), der *deviant case*, fehlende und andere Daten berücksichtigt.

Um Galton's Problem zu lösen wird z.B. der Autokorrelations-Ansatz (für Intervall- und ordinale Skalen) angewandt. Der Cluster-Reduktion-Ansatz ist bei dichotomen Skalen relevant. Oder es wird der Cluster-Differenztest (Testen der Diffusion von Hypothesen) einbezogen (Przeworski / Teune 1970, Rokkan 1970, Rummel 1970).

Die stärkste Kritik an den holokulturellen Studien betrifft die Datengenauigkeit. Man spricht von Informantenfehlern (evtl. keine genau Beschreibung der eigenen Kultur), von Reporterfehlern (evtl. falsche Interpretation der Reporter) und Vergleichsfehlern (Fehler, bei denen die Interpretationen untereinander falsch verglichen werden, da nur die vorhandenen Variablen erforscht werden und nicht die fehlenden Daten (Naroll et al. 1980). Beispielsweise soll man bei *deviant case* wie bei der ethnographischen Forschung verfahren. Dabei hat Köbber (1967) folgende Regeln entwickelt, um diesem entgegenzuwirken. Diese Regeln werden auch bei der Anwendung von HRAF berücksichtigt:

- Der Forscher sucht Indikatoren für Multikausalität.
- Es werden Indikatoren für parallele Kausalität gesucht.
- Es werden funktionelle Äquivalenzen für Zusammenhangsmuster gesucht. Gibt es andere Mechanismen für alternative Antworten?
- Es wird eine Interventionsvariable gesucht. Einige der Ressourcen führen zu Zusammenhangsmustern nur in Verbindung mit einer dritten Interventionsvariable, z.B. kann Wohlstand bestimmte Ergebnisse determinieren oder mit ihnen interferieren.
- Es sollen Zeichen für kulturellen *Lag* gesucht werden, wobei diese auch in allen Generationen berücksichtigt werden sollen.
- Es soll ein ungewöhnliches Individuum mit charismatischer Ausstrahlung als Leiter gesucht werden, welches dem persönlichen emotionalen Einfluss der Befragten

entgegenwirkt, interferierend mit dem normalen oder gewöhnlichen Falleffekt oder Zusammenhangseffekt in der Situation.

Als weitere Probleme der holistischen Forschung führen Segall et al. (1999) an, dass man die Konzepte des modernen Nationalstaates berücksichtigen soll. Es ist oft schwierig, einen modernen Nationalstaat mit einer kleinen Gesellschaft zu vergleichen. Die modernen Nationalstaaten sind urbanisiert, multikulturell, von Massenkommunikation gekennzeichnet. Trotzdem wird die Kulturvergleichende Psychologie auch in die holistische, vergleichende Anthropologie integriert.

5. Zusammenfassung

Die methodische Problematik der Psychologie ist oft von den Widersprüchen zwischen ideographischen und nomothetischen, subjektiven und objektiven sowie zwischen qualitativen und quantitativen Methoden geprägt. Hier ist auch zu betonen, dass die Kulturpsychologie vom qualitativen Ansatz dominiert wird. Im Unterschied dazu ist die Kulturvergleichende Psychologie eher vom quantitativen Ansatz geprägt (Berry et al. 1997 und 2002, Greenfield 1997, Ratner 1997, Poortinga 1997). Dies prägt ebenfalls die Auswahl von Stichproben und die Interpretation der Ergebnisse.

Dennoch bestehen Unterschiede zwischen den methodologischen Auffassungen der Kulturpsychologie und der Kulturvergleichenden Psychologie (Poortinga 1997). Während die Kulturvergleichende Psychologie von der Theorie der Universalität ausgeht und einen gemeinsamen Rahmen benutzt, ist das Hauptkriterium der Kulturpsychologie die Konventionalität, dass das Verhalten durch deren Manifestationen repräsentiert wird und die Denkmuster vom Subjekt bestimmt werden. Hinsichtlich der Methoden werden in der Kulturvergleichenden Psychologie die Standards des Vergleichs empirisch oder psychometrisch getestet. Dagegen wird der Vergleichsstandard bei der Kulturpsychologie als kontextabhängig definiert, wobei als Kriterien hier Plausibilität und Kohärenz betont werden.

Angesichts der Kulturauffassung trifft man methodologisch betrachtet wieder auf Unterschiede. Bei der Kulturvergleichenden Psychologie werden Sets von Antezedenten als unabhängige Variablen in einem (quasi-)experimentellen Ansatz betrachtet. Bei der Kulturpsychologie dagegen werden Kultur und Verhalten streng durch das Interviewverfahren definiert. Die Generalisierungen unterscheiden sich auch, wobei Grund- oder übergeordnete Kategorien mit Tendenz zu hohen Levels beim Einbezug der Kulturvergleichenden Psy-

chologie eine Rolle spielen. Dagegen variiert die Interpretation von Begriffen und deren Tiefgang je nach Art der Phänomene und wie viele von ihnen einbezogen werden.

Nicht zuletzt ist zu berücksichtigen, dass jeder Kulturvergleich mit ethischen Regeln verbunden ist, seien es auch nur die Einstellungen und das Verhalten der Forscher. Dieser sollte nicht als negativ und ignorant gelten. Auch die Anonymität von Interviewdaten ist in einigen Kulturen sehr wichtig, daher sollten bestimmte Verhaltensregeln und Tabus beachtet werden. Die benutzten Instrumente betreffen auch das Problem, inwieweit eine Fragestellung für einen Kulturvergleich angemessen ist (Pareek / Rao 1980). Die ethischen Fragen und Probleme werden somit nicht nur bei qualitativen, sondern auch bei quantitativen Methoden ersichtlich.

Literatur

Berry, J.W. (1980): Ecological analyses for cross-cultural psychology. In: Warren, N. (Hrsg.): *Studies in cross-cultural psychology*. London: Academic Press.

Berry, J.W. (1980): Introduction to methodology. In: Triandis, H.C. / Berry, J.W. (Hrsg.): *Handbook of cross-cultural psychology. Methodology*. Boston: Allyn and Bacon, S. 1-28.

Berry, J.W. / Trimble, J.E. / Olmedo, E.L. (1986): Assessment of acculturation. In: Lonner, W.J. / Berry, J.W. (Hrsg.): *Field methods in cross-cultural research*. Beverly Hills, CA: Sage Publications, S. 291-324.

Berry, J.W. / Poortinga, Y.H. / Pandey, J. (Hrsg.) (1997): *Handbook of cross-cultural psychology. Theory and method*. Boston: Allyn and Bacon.

Berry, J.W. / Poortinga, Y.H. / Segall, M.H. / Dasen, P.R. (2002): *Cross-cultural psychology. Research and applications*. Cambridge: University Press.

Brislin, R.W. / Hughes-Wiener, G. (1989): Collaborative research. The anticipation of potential difficulties. In: Keats, D.M. / Munro, D. / Mann, L. (Hrsg.): *Heterogeneity in cross-cultural psychology*. Amsterdam / Lisse: Swets & Zeitlinger B.V., S. 104-122.

Draguns, J.G. (1990): Applications of cross-cultural psychology in the field of mental health. In: Brislin, R.W. (Hrsg.): *Applied cross-cultural psychology*. Newbury Park, CA: Sage Publications, S. 302-324.

Draguns, J.G. (2001): Psychopathological and clinical aspects of personal experience. From selves and values to deficits and symptoms. In: Adler, L.L. / Gielen, U.P. (Hrsg.): *Cross-cultural topics in psychology*. Westport, CT: Praeger Publishers, S. 247-262.

Genkova, P. (2009): „Nicht nur die Liebe zählt...“. *Lebenszufriedenheit und kultureller Kontext*. Lengerich: Pabst Publishers.

Greenfield, P.M. (1997): Culture as process. Empirical methods for cultural psychology. In: Berry, J.W. / Poortinga, Y.H. / Pandey, J. (Hrsg.): *Handbook*

of cross-cultural psychology. Theory and method. Boston: Allyn and Bacon, S. 301-346.

Guthrie, G.M. / Lonner, W.J. (1986): Assessment of personality and psychopathology. In: Lonner, W.J. / Berry, J.W. (Hrsg.): *Field methods in cross-cultural research.* Beverly Hills, CA: Sage Publications, S. 231-264.

Ilola, L.M. (1990): Culture and health. In: Brislin, R. W. (Hrsg.): *Applied cross-cultural psychology.* Newbury Park, CA: Sage Publications, S. 278-301.

Irvine, S.H. / Carroll, W.K. (1980): Testing and assessment across cultures. Issues in methodology and theory. In: Triandis, H.C. / Berry, J.W. (Hrsg.): *Handbook of cross-cultural psychology. Methodology.* Boston: Allyn and Bacon, S. 181-244.

Irvine, S.H. (1986): Cross-cultural assessment. From practice to theory. In: Lonner, W.J. / Berry, J.W. (Hrsg.): *Field methods in cross-cultural research.* Beverly Hills, CA: Sage Publications, S. 203-230.

Köbben, A.J.F. (1967): Why exceptions? The logic of cross-cultural analysis. *Current Anthropology* 8, S. 3-19.

Lonner, W.J. / Berry, J.W. (Hrsg.) (1986): *Field methods in cross-cultural research.* Beverly Hills, CA: Sage Publications.

Lonner, W.J. (1990): An overview of cross-cultural testing and assessment. In: Brislin, R.W. (Hrsg.): *Applied cross-cultural psychology.* Newbury Park, CA: Sage Publications, S. 56-76.

Malpass, R.S. / Poortinga, Y.H. (1986): Strategies for design and analysis. In: Lonner, W.J. / Berry, J.W. (Hrsg.): *Field methods in cross-cultural research.* Beverly Hills, CA: Sage Publications, S. 47-84.

Naroll, R. (1970): Galton's problem. In: Naroll, R. / Cohen, R. (Hrsg.): *Handbook of method in cultural anthropology.* New York: Natural History Press, S. 974-989.

Naroll, R. / Michik, G.L. / Naroll, F. (1980): Holocultural research methods. In: Triandis, H.C. / Berry, J.W. (Hrsg.): *Handbook of cross-cultural psychology. Methodology.* Boston: Allyn and Bacon, S. 479-522.

Pareek, U. / Rao, T.V. (1980): Cross-cultural surveys and interviewing. In: Triandis, H.C. / Berry, J.W. (Hrsg.): *Handbook of cross-cultural psychology. Methodology.* Boston: Allyn and Bacon, S. 127-180.

Poortinga, Y.H. (1997): Towards convergence? In: Berry, J.W. / Poortinga, Y.H. / Pandey, J. (Hrsg.): *Handbook of cross-cultural psychology, Theory and method.* Boston: Allyn and Bacon, S. 347-388.

Przeworski, A. / Teune, H. (1970): *The logic of comparative social inquiry.* New York: Wiley-Interscience.

Ratner, C. (1997): *Cultural psychology and qualitative methodology. Theoretical and empirical considerations.* New York: Plenum.

Rokkan, S. (1970): Cross-cultural, cross-societal and cross-national research. In: UNESCO (Hrsg.): *Main trends in the social and human science. Part one: Social science.* The Hague: Mouton/UNESCO.

Rummel, R.J. (1970): Dimensions of error in cross-national data. In: Naroll, R. / Cohen, R. (Hrsg.): *A handbook of method in cultural anthropology*. New York: Natural History Press. (Reprinted New York: Columbia University Press, 1973, S. 946-961).

Schwartz, S.H. (1994): Are there universal aspects in the structure and contents of human values? *Journal of Social Issues* 50 (4), S. 19-45.

Segall, M.H. (1986): Assessment of social behavior. In: Lonner, W.J. / Berry, J.W. (Hrsg.): *Field methods in cross-cultural research*. Beverly Hills, CA: Sage Publications, S. 265-290.

Segall, M.H. / Dasen, P.R. / Berry, J.W. / Poortinga, Y.H. (1999): *Human behavior in global perspective. An introduction to cross-cultural psychology*. Boston: Allyn & Bacon.

Shiraev, E.B. / Levy, D.A. (2000): *Introduction to cross-cultural psychology*. Boston: Pearson.

Silverman, D. (1993): *Interpreting qualitative data: Methods for analyzing talk, text, and interaction*. London: Sage.

Smith, J.A. / Harrè, R. / Van Langenhove, L. (Hrsg.) (1995): *Rethinking methods in psychology*. London: Sage.

Smith, P.B. / Bond, M.H. (1998): *Social psychology across cultures*. Hemel Hempstead: Harvester/Wheatsheaf.

Triandis, H.C. (1980): Introduction to handbook of cross-cultural psychology. In: Triandis, H.C. / Lambert, W.W. (Hrsg.): *Handbook of cross-cultural psychology – perspectives*. Boston: Allyn and Bacon.

Van de Vijver, F.J.R. / Leung, K. (1997a): Methods and data analysis of comparative research. In: Berry, J.W. / Poortinga, Y.H. / Pandey, J. (Hrsg.): *Handbook of cross-cultural psychology, Theory and method*. Boston: Allyn and Bacon, S. 257-300.

Van de Vijver, F.J.R. / Leung, K. (1997b): *Methods and data analysis for cross-cultural research*. Newbury Park, CA: Sage.

Übersetzungsprobleme in der interkulturellen Befragung

Dr. Helene Haas

Universität Tübingen,
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
am Lehrstuhl für International
Business

Abstract

Cross-cultural psychologists use standardized questionnaires to measure national differences in attitudes and values. The validity of these comparative surveys is contingent upon the translation of the measuring instruments. On the basis of Saussure's theory, this paper shows how culture's influence on language, culture-specific concepts and different language structures make equivalent translation of questionnaire items and scales almost impossible. It describes the elaborate techniques that large-scale surveys develop to control the problem and tests their results with a comparison between the original English questionnaire of the World Values Survey 2006 and its German translation. The survey was found to contain bias even where scrupulous translation procedures were followed. Given these findings, it follows that survey results deserve a more critical reception.

1. Einleitung

Zentraler Gegenstand des Faches Interkulturelle Kommunikation ist kulturelle Differenz (Roth 2006:121). Hansen (2007:149) zufolge fußt das interkulturelle Paradigma auf der Annahme, dass Nationalkulturen unterschiedlich sind und aufgrund dieser Unterschiede die Kommunikation über Landesgrenzen hinweg erschwert ist. Um kulturelle Differenzen zu bestimmen, arbeiten laut Müller-Jacquier (2004:106) „90% der empirischen Arbeiten zur Interkulturellen Kommunikation mit vergleichenden Einstellungsuntersuchungen“. Ein Großteil dieser kontrastiven Studien ist psychologischer Provenienz (Hinnenkamp 1994:47, Müller-Jacquier / Whitener 2001:225, Hess-Lüttich 2003:77). Kulturen vergleichende Psychologen (vgl. Hofstede 1980, Trompenaars / Hampden-Turner 1994, Triandis 2004) suchen nach so genannten „Kulturdimensionen“ – universell anwendbaren Vergleichskriterien, die Kulturunterschiede objektiv messbar machen sollen. Ihr quantitatives Datenmaterial erheben sie mit Hilfe standardisierter Fragebögen.

Der reduktionistische Kulturbegriff dieser Vergleichsstudien wird inzwischen auf breiter Front kritisiert (Roth / Roth 2001:409, Bolten 2001:3, Rathje 2003:3, Heringer 2004:152, Moon 2002:15, Feuser 2006:9, Hansen 2003:286), doch die Methodik der standardisierten Befragung bekommt noch zu wenig Aufmerksamkeit. Viele Forscher wissen nicht, dass sich die Kulturen vergleichende Umfrageforschung bislang noch auf kein ausgereiftes Instrumentarium zur Untersuchung kulturbedingter Unterschiede stützen kann (Berry 1980:1). Um das Bewusstsein für dieses Problemfeld zu schärfen, beschäf-

tigt sich der vorliegende Beitrag mit dem bedeutendsten Verzerrungsfaktor bei interkulturellen Befragungen – dem Übersetzungsproblem. In der Übersetzung von Fragebögen liegt der Knackpunkt für die Validität Kulturen vergleichender Umfragen, denn die Daten einzelner Länder können nur miteinander verglichen werden, solange jede Frage in allen Sprachversionen die gleiche Bedeutung hat. Das klingt einfach, ist in der Praxis jedoch oft äußerst schwierig zu gewährleisten (Smith 2004b:432, Harkness 2003:36). Der vorliegende Beitrag beschreibt die häufigsten Problemquellen bei der Übersetzung von Fragebögen, evaluiert gängige Maßnahmen zur Kontrolle des Verzerrungsfaktors und belegt die theoretischen Ausführungen mit Beispielen aus der aktuellen Forschungspraxis.

2. Problemquellen bei der Übersetzung von Fragebögen

2.1. Wechselwirkung zwischen Kultur und Sprache

Wäre Sprache reine Nomenklatur, die einer Liste von Dingen ebenso viele Ausdrücke zuordnet, so wäre die Übersetzung eine leichte Übung (Saussure 1967:76). Wer sich schon selbst als Übersetzer versucht hat weiß jedoch, dass keineswegs für jedes Wort in allen Sprachen ein perfektes Synonym bereitsteht. Saussure erklärte diesen Sachverhalt bereits 1916. Seiner Theorie zufolge beziehen sich die Wörter einer Sprache nicht auf reale Objekte, sondern auf vom Menschen geschaffene „Vorstellungen“, die von Objekten ausgelöst sein können (Saussure 1967:78). Sprache beschränkt sich demnach nicht darauf, vorgefundene Gegenstände einer bereits organisierten und kohärenten Realität mit neutralen Etiketten zu bekleben, sondern sie liefert Bilder, wie sich der Mensch die Gegenstände in seinem Bewusstsein vorstellt (Hansen 2003:76). Wörter beinhalten also „Vorstellungen, die nicht die Wirklichkeit abbilden, sondern sie mit einer Deutung versehen“ (Hansen 2003:77). Für Saussure besteht die Funktion der Sprache darin, die Realität zu organisieren, zu konstruieren und uns letztlich Zugang zu ihr zu geben (Turner 1990:12). Hansen bestätigt: „Mit Hilfe der Sprache [wird] Ordnung geschaffen, Sinn gestiftet und Orientierung bereitgestellt“ (Hansen 2003:82). Die Sprache konstituiert damit die Kultur ihrer Sprecher, wird umgekehrt aber auch von dieser geprägt.

Diese Wechselwirkung wird kontrovers diskutiert, seit in den 1950er Jahren die Schriften des Linguisten Whorf veröffentlicht wurden. Die Sapir-Whorf-Hypothese besagt, dass sich die alltäglichen Erfahrungen einer Kultur in ihren Worten

spiegeln, sprachliche Kategorisierungen umgekehrt aber auch die Richtung des Denkens beeinflussen (Jandt 2007:126). Der erste Teil der Hypothese leuchtet ein: Menschen kategorisieren und differenzieren Gegenstände in Abhängigkeit von ihrer lebensweltlichen Bedeutung, beschreiben Wichtiges nuanciert mit unterschiedlichen Begriffen und fassen weniger Bedeutendes zusammen (Condon / Yousef 1975:180f.). Dies veranschaulichen Kommunikationswissenschaftler häufig anhand der Vielzahl von Worten für Schnee in der Sprache der Inuit: Was den meisten Völkern nur einen Ausdruck wert ist, kann in ihrer Welt über Leben und Tod entscheiden und wird daher differenziert behandelt (Condon / Yousef 1975:181, Whorf 2002: 92, Jandt 2007:127). Als näher liegendes Beispiel nennt Hansen die italienische Unterscheidung zwischen *ghiaccio* und *gelato*: Die deutsche Sprache sieht Eiswürfel zum Kühlen eines Getränks und Speiseeis als Variationen des identischen Gegenstandes Eis, doch im Mutterland der Eisdiele werden zwei getrennte Kategorien gebildet (Hansen 2003:82). Für Sapir und Whorf ist Sprache jedoch nicht nur Produkt menschlicher Erfahrungen, sondern auch eine Determinante des Denkens. Ihrer These zufolge kann man sich nur das vorstellen, wofür die eigene Sprache Ausdrücke besitzt. Condon und Yousef gehen so weit, hier von „linguistischem Determinismus“ (Condon / Yousef 1975:171f.) zu sprechen. Diese extreme Sichtweise erscheint heute nicht mehr gerechtfertigt (Hansen 2003:81), fest steht jedoch, dass zwischen Sprache und Gedanken eine starke Verbindung besteht (Liebermann 1991:144). Ein Übersetzer kann sich daher nicht auf die sprachliche Ebene seines Textes beschränken, sondern muss stets auch eine Übertragung zwischen kulturellen Ausdruckssystemen vornehmen. Hansen resümiert:

„Nach der Prämisse des Unterschieds der Vorstellungen bzw. Deutungen und der Objektconstitution zwischen den Sprachen ist, streng genommen, übersetzen nicht möglich. (...) Das Gebilde aus Denotationen, Konnotationen und Assoziationen, als das sich ein Wort zu erkennen gibt, kann nicht ohne Reibungsverluste oder zusätzlichen Aufwand direkt übertragen werden.“ (Hansen 2003:80)

Auch der Semiotiker Eco glaubt nicht an die perfekte Übersetzung. Vollkommene Äquivalenz oder glatte intersprachliche Synonymie kann es seiner Ansicht nach nicht geben (Eco 2003:40). Da Kulturen vergleichende Umfrageprojekte jedoch die Bedeutungsäquivalenz ihrer Fragebögen in unterschiedlichen Sprachversionen voraussetzen, stehen Wissenschaftler hier vor einem gravierenden Validitätsproblem.

Äquivalenzprobleme ergeben sich fast zwangsläufig, wo Begriffe des Originalfragebogens ein vielschichtiges Bedeutungsspektrum abdecken und je nach Kontext unterschiedliche Sinngehalte annehmen. Für diese Ausdrücke existiert schon in der gleichen Sprache meist kein „glattes“ Synonym

(Eco 2003:33); umso schwieriger gestaltet sich die Übersetzung in ein anderes Ausdruckssystem. Wie Saussure, Sapir und Whorf zeigen, sind nämlich nicht nur Denotationen, sondern auch Konnotationen zu übertragen. Konnotative Äquivalenz ist laut Eco (2003:31) erst dann gegeben, wenn Wörter oder komplexe Ausdrücke im Kopf der Zuhörer oder Leser die gleichen Assoziationen und Emotionen hervorrufen. Lässt sich ein Begriff nicht mit seinem gesamten Bedeutungsspektrum in eine andere Sprache übertragen, muss der Übersetzer in der Zielsprache mit einem Ausdruck Vorlieb nehmen, der den ursprünglichen Aussagegehalt nicht in allen Facetten wiedergibt. Dafür enthält er meist neue Bedeutungen, die es in der Originalversion nicht gab. Als Beispiel nennt Smith das spanische Wort „educación“. Zur spanischen „educación“ gehört auch die Ausbildung von sozialen Fähigkeiten und des guten Benehmens. Das englische Wort „education“ enthält diese Facetten nicht und beschränkt sich hauptsächlich auf die akademische Ausbildung. Im Englischen existiert kein einzelnes Wort, das alle Bedeutungen des spanischen Begriffes abdeckt (Smith 2004a:432). Betreffen diese Übersetzungsgenauigkeiten Schlüsselbegriffe, können schon kleinste Variationen die Bedeutung einer Frage verzerren (Braun / Scott 1998:129). Dies kann im Extremfall dazu führen, dass in verschiedenen Sprachversionen desselben Fragebogens völlig unterschiedliche Inhalte abgefragt werden (Harkness 2003:49, 2004:456).

2.2. Kulturspezifische Konzepte

Besonders gravierende Äquivalenzprobleme ergeben sich, wo ein prägnanter Einzelbegriff im Originalfragebogen ein ganzes Konzept beschreibt, für das die Zielsprache keinen Ausdruck kennt. Dies ist der Fall, wenn das betreffende Phänomen kulturbedingt unterschiedlich wahrgenommen wird oder in der Zielkultur im Extremfall nicht einmal existiert (Scheuch 1968:182). Hofstede (1980:21) zufolge halten das Französische und andere moderne Sprachen kein Äquivalent für das englische Wort *achievement* bereit, während in Japan keine Entsprechung zu dem Begriff *decision making* existiert. Eco fällt auf, dass das deutsche Wort *Sehnsucht* nur schwer ins Englische zu übertragen ist und durch die Ausdrücke *yearning*, *craving for* oder *wishfulness* nur zum Teil abgedeckt wird (Eco 2003:46). Will ein Übersetzer diese Konzepte verwenden, muss er zu umfangreichen Umschreibungen greifen.

Wie fremdartig die eigenen Vorstellungen anderswo erscheinen können wird westlichen Wissenschaftlern klar, sobald sie sich mit asiatischen Konzepten befassen. Die Ethnologin Ruth Benedict verwendet in ihrem Portrait des japanischen Nationalcharakters (Erstauflage 1949) breiten Raum auf die Beschreibung der Konzepte *on*, *gimu*, *ko*, *chu* und *giri* als zen-

trale japanische Werte. Alle fünf Begriffe stehen für die Einbindung des Individuums in ein komplexes Geflecht gegenseitiger sozialer Verpflichtungen (Benedict 2006:91). Grob vereinfacht bezeichnet *on* die Zuneigung und Förderung, die man von Eltern, Lehrern und anderen Menschen erhalten hat und ihnen zurückgeben muss. Das Individuum steht unter einer zeitlich und in ihrem Umfang unbegrenzten Rückzahlungsverpflichtung für empfangenes *on*, die als *gimu* bezeichnet wird. Je nach Bezugsperson ist *gimu* unterschiedlich zu leisten, daher wird zusätzlich zwischen *ko* (Rückzahlung an die Eltern) und *chu* (Rückzahlung an den Kaiser) unterschieden (Benedict 2006:104). Dazu kommt noch eine Reihe anderer Verpflichtungen (beispielsweise gegenüber Schwiegereltern, der Ehre des eigenen Namens oder der Welt im Allgemeinen), die unter den Sammelbegriff *giri* fallen (Benedict 2006:121). Die Erstauflage von Benedicts Nationalcharakterstudie liegt ein halbes Jahrhundert zurück, doch auch die aktuelle Kulturforschung beschäftigt sich mit spezifisch asiatischen Konzepten. Japanische und chinesische Wissenschaftler versuchen ihren westlichen Kollegen zu erklären, welche komplexe Vorstellungen hinter den Begriffen *bao* (in etwa: Verpflichtung zur gegenseitigen Unterstützung), *mien tze* (Gewinn an Gesicht durch Leistung), *lian* (Gewinn an Gesicht durch moralisches Verhalten), *guanxi* (Netzwerk persönlicher Beziehungen), *he xie* (Harmonie), *li* (Riten), *keqi* (Höflichkeit), *feng shui* (Kunst der harmonischen Raumgestaltung), *qi* (Lebensenergie), *yuan* (Schicksalsbeziehungen) oder *enryo-sasshi* (mehrdeutiges Schweigen) stehen (Chen / Miike 2006:5, Hwang 1997, Ishii 1984, Chang / Holt 1991a, Chang / Holt 1991b, Chang 2002, Chen 1991, Chen 2004, Chen 2007, Chung 2004, Feng 2004, Holt / Chang 2004, Ma 2004, Xiao 2002). Die umfangreichen Erläuterungen der Autoren zeigen, dass eine einfache Übersetzung, wie sie hier in Klammern versucht wurde, nur einen sehr kleinen Teil der komplexen Vorstellungsinhalte übermitteln kann. Wollten japanische Forscher diese Konzepte mit Hilfe von Fragebögen in Amerika oder Europa messen, sähen sie sich mit großen Formulierungsproblemen konfrontiert. Umgekehrt müssen auch westliche Wissenschaftler einsehen, dass ihre Konzepte anderswo erklärungsbedürftig erscheinen.

2.3. Unterschiedlicher Sprachaufbau

Auch Strukturunterschiede zwischen Ausgangs- und Zielsprache führen häufig zu Übersetzungsproblemen. Viele Umfrageforscher kämpfen mit der Tatsache, dass man nicht in allen Sprachen problemlos geschlechtsneutral formulieren kann. Im Englischen ist es leicht, das Geschlecht einer Person unidentifiziert zu lassen, während das Spanische, das Französische oder auch das Deutsche häufiger zwischen maskulinen und

femininen Formen unterscheiden. Die Formulierung „Now think about your best friend...“ beispielsweise schließt sowohl weibliche als auch männliche Freunde ein. Die deutsche Übersetzung klingt umständlich: „Und nun zu Ihrem besten Freund/Ihrer besten Freundin...“ (Harkness 2003:50, 2004:458f.). Umgekehrt können auch die Begriffe der Zielsprache umfassender sein als die des englischen Originals. Wird beispielsweise nach dem Enkel oder der Enkelin der Testperson gefragt, ist das englische *grandchild* im Italienischen mit *nipote* zu übersetzen. Da dieser Begriff auch Nichten und Neffen einschließt (Eco 2003:48), sind zusätzliche Erklärungen vonnöten.

Auch die Anrede ihrer Testpersonen stellt Umfrageforscher gelegentlich vor ein Problem: In Sprachen wie dem Deutschen, Französischen oder Spanischen wird zwischen der informellen Anrede *du/tu/tú* und der Höflichkeitsform *Sie/Vous/Usted* unterschieden, im Englischen ist diese Differenzierung dagegen unbekannt. Die Originalfragebögen liegen meist in englischer Sprache vor und geben keine Anhaltspunkte, welche Anrede in den Übersetzungen zu wählen ist. Werden nur Erwachsene befragt, ist das Problem leicht mit der Verwendung der Höflichkeitsform zu lösen. Beinhaltet die Stichprobe jedoch auch Kinder, so besteht die Gefahr, diese durch Verwendung der für sie ungewohnten Höflichkeitsform zu befremden. Diffizil ist auch die Frage, wie Jugendliche angesprochen werden möchten (Harkness 2004:459f.).

2.4. Skalenäquivalenz

Nicht nur die Formulierung von Fragen, auch die Gestaltung der Antwortkategorien beeinflusst die Ergebnisse einer Umfrage. Sollen internationale Befragungen vergleichbare Ergebnisse liefern, müssen verbalisierte Skalen in jeder Sprachversion äquivalente Benennungen enthalten. Übersetzungsungenauigkeiten können hier gravierende Antwortverzerrungen nach sich ziehen, da das Verständnis einzelner Antwortoptionen maßgeblich darüber entscheidet, wo sich eine Testperson auf der Skala einstuft. Bereits die Änderung kleinster Bedeutungsnuancen kann Probanden zur Wahl eines anderen Skalenpunktes bewegen (Mohler et al. 1998:164). Vollkommen äquivalente Benennungen zu finden hält Harkness (2004:458) dennoch in vielen Fällen für unmöglich, da Umfrageforscher kaum messen können, wie die Intensität einzelner Ausdrücke in den verschiedenen Sprachen abgestuft ist. Werden die deutschen Begriffe „stimme völlig/eher/teilweise zu“ beziehungsweise „lehne teilweise/eher/völlig ab“ als genauso stark empfunden wie die englischen Ausdrücke „agree completely/tend to agree/somewhat agree“ beziehungsweise „somewhat disagree/tend to disagree/completely disagree“?

Um dies zu überprüfen, bat Smith (2004b) deutsche und amerikanische Testpersonen, gängige Antwortoptionen beider Sprachen auf einer numerischen Skala von 0 (sehr niedrige Intensität) bis 21 (extrem hohe Intensität) zu positionieren. Insgesamt konstatiert der Sozialforscher zwar eine hohe Übereinstimmung zwischen englischen Skalenbenennungen und ihren deutschen Pendanten (Smith 2004b:11), er weist jedoch auch auf deutliche Unterschiede hin. Demnach werden vielen Basisbegriffen verbalisierter Skalen (wie beispielsweise *agree/stimme zu* und *disagree/lehne ab* oder *important/wichtig* und *unimportant/unwichtig*) im Deutschen höhere Intensitäten zugeschrieben als im Englischen (Smith 2004b:12, Mohler et al. 1998:178). Anders verhält es sich bei Modifikatoren. So ist das englische „definitely“ ein stärkerer Ausdruck als der deutsche Modifikator „bestimmt“, während das verstärkende „a lot“ nicht mit dem abschwächenden „ziemlich“ übersetzt werden sollte (Smith 2004b:9f.). Kulturen vergleichende Umfrageforscher sollten ein größeres Problembewusstsein für diese Unterschiede entwickeln und ihren Skalen mehr Aufmerksamkeit schenken als bislang üblich.

3. Maßnahmen zur Kontrolle des Problems

3.1. Rückübersetzungen

Nachdem die Kulturen vergleichende Forschung das Übersetzungsproblem lange Zeit vernachlässigte, erkennt inzwischen eine Reihe von Wissenschaftlern seine Bedeutung. Immer mehr Umfrageforscher bemühen sich, den Verzerrungsfaktor zu bestimmen, ihn zu verringern und dadurch die Validität ihrer Ergebnisse zu verbessern.

Ecos Definition der „idealen Übersetzung“ gibt eine einfache Validierungsmethode vor:

„Ein Text B in der Sprache Beta ist eine Übersetzung eines Textes A in der Sprache Alpha, wenn bei einer Rückübersetzung von B nach Alpha der dann gewonnene Text A² in gewisser Weise denselben Sinn wie der Text A hat.“ (Eco2003:68)

Viele Umfrageforscher schließen sich an und überprüfen Fragebögen mit der Methode der Rückübersetzung. Sie übertragen ihre Messinstrumente zunächst in die Zielsprache und lassen sie anschließend von einem Kollegen, der das Original nicht kennt, in die ursprüngliche Sprache zurückübersetzen (Bernard 2000:246f, Su / Parham 2002:582). Diese neue Version in der Ausgangssprache wird anschließend mit der Originalversion verglichen. Wo sich deutliche Unterschiede ergeben, modifizieren die beteiligten Übersetzer den Fragebogen in der Zielsprache (Smith 2004b:447). Diese Validierungsmethode ist leicht zu realisieren. Sie wird jedoch häufig kriti-

siert, da „gute“ Rückübersetzungen viele Fehler des Fragebogens in der Zielsprache kompensieren können und Äquivalenzprobleme damit nicht zuverlässig erkannt werden. Laut Harkness, Schoua-Glusberg, Su und Parham (Harkness 2003:42, Harkness / Schoua-Glusberg 1998:111f., Su / Parham 2002:582) kann eine einfache Rückübersetzung nicht alle Übersetzungsprobleme eliminieren. Johnson (1998:18) warnt in diesem Zusammenhang vor einem „falschen Gefühl der Sicherheit“.

3.2. Decentering

Auch Triandis hält Rückübersetzungen für wenig verlässlich. Der Psychologe empfiehlt stattdessen einen mehrstufigen Prozess zur Annäherung verschiedener Sprachversionen. Unterscheidet sich die erste Rückübersetzung deutlich von dem Quellfragebogen, ist laut Triandis eine neue Version in der Originalsprache anzufertigen, die den Intentionen des Projekts ebenso entspricht wie die Ausgangsvariante, der Rückübersetzung jedoch angenähert ist. Dieses Dokument soll wiederum in die Zielsprache übertragen und anschließend zurückübersetzt werden. Triandis empfiehlt, diesen Prozess so lange zu wiederholen, bis alle kulturspezifischen Elemente eliminiert sind und die Rückübersetzung der angepassten Originalversion entspricht (Triandis 1972:45, Triandis 1994:82f, Brislin 1986:144, Su / Parham 2002:582, Smith 2004a:447). In der englischsprachigen Literatur ist diese Vorgehensweise als *Decentering* bekannt. Sie ist äußerst aufwändig und kann mit Blick auf finanzielle und zeitliche Restriktionen der Forschung meist nur für zwei Sprachen durchgeführt werden (Harkness et al. 2003a:32, Harkness / Schoua-Glusberg 1998:98). Da jedoch viele Studien mehr als zwei Kulturen vergleichen, hat die Methode des *Decentering* in der Praxis nur einen sehr beschränkten Anwendungsbereich.

3.3. Teamarbeit

Die Richtlinien des *European Social Survey Programme* zur Übersetzung von Fragebögen (Harkness 2007) geben einen Einblick in die aktuelle Forschungspraxis ambitionierter internationaler Umfrageprojekte. Unter dem Akronym TRAPD schreiben die Autoren dieses Regelwerks ihren Mitarbeitern einen fünfstufigen Übersetzungsprozess vor: *Translation, Review, Adjudication, Pretest* und *Documentation* (Harkness 2007:4). Die Übersetzungen sollen von Anfang an in Teamarbeit entstehen. Ein einzelner Übersetzer könnte zwar schneller und kostengünstiger arbeiten, doch Diskussionen und gegenseitige Überprüfung sind nur in einer Arbeitsgruppe möglich (Harkness 2007:6, *Comparative Survey Design and Implementation Initiative* 2008:1). Gemeinsam können

regionale Varianten und subjektive Interpretationen überprüft und unvermeidliche „blinde Flecken“ korrigiert werden (Harkness 2007:6). Für optimale Resultate empfehlen die Koordinatoren des *European Social Survey Programme* die Technik der Parallelübersetzung, bei der jedes Teammitglied selbstständig eine Übersetzung anfertigt. Im anschließenden Review-Prozess vergleichen und diskutieren die Kollegen ihre Varianten und entscheiden sich für eine endgültige Version, die schließlich von einem unabhängigen Experten (*Adjudicator*) noch einmal geprüft und abgesegnet wird (Harkness 2007:6).

3.4. Pretest und Dokumentation

Hat sich das Team auf eine Übersetzungsversion geeinigt, wird diese im Rahmen einer Vorstudie an einer kleinen, für die Zielpopulation repräsentativen Stichprobe getestet. Dies ist notwendig, da sich unter Praxisbedingungen häufig unerwartete Verständnisprobleme zeigen. Su und Parham (2002:583) führen derartige Überraschungen darauf zurück, dass die Übersetzer oft anderen Subkulturen angehören als ihre Probanden. Vor allem der Bildungsunterschied zwischen Wissenschaftlern und Testpersonen führt demnach regelmäßig zu Missverständnissen. Overton und van Dierman (2003:40) vertrauen darauf, dass Pretests kulturbedingte Missverständnisse schnell und zuverlässig ans Licht bringen.

Die letzte Stufe im Übersetzungsprozess des *European Social Survey Programme* beinhaltet die umfangreiche Dokumentation aller Forschungsaktivitäten. Um Nachvollziehbarkeit zu gewährleisten, müssen Umfrageforscher konkrete Probleme im Übersetzungsprozess, alternative Möglichkeiten für strittige Formulierungen sowie die Ergebnisse von Qualitätsprüfungen aufzeichnen (Brislin 1986:152, Harkness 2003:43, Harkness 2004:470ff.). Nur so können mögliche Fehlerquellen zunächst von den Projektmitarbeitern und später vom kritischen Fachpublikum identifiziert werden (Harkness 2007:17).

Eine sorgfältige Dokumentation beginnt jedoch schon bei der Erstellung des Originalfragebogens. Die Autoren müssen ihre Vorstellungsinhalte und Intentionen in redundanter Form verbalisieren und aufzeichnen, um Übersetzern Kontextinformationen zu liefern und sie bei der Suche nach äquivalenten Ausdrücken zu unterstützen. Wie Harkness (2007:17) zeigt, sind derartige Erklärungen schon bei anscheinend einfachen Items notwendig. Fragt der Originalbogen beispielsweise „How many people, including children, live in this household?“ bleibt zu definieren, was mit „Haushalt“ gemeint ist und wann jemand als dessen Mitglied zählt. Harkness zufolge müsste bei der Übersetzung ins Französische geklärt werden,

ob die Frage eher auf gemeinsames Kochen und/oder finanzielle Arrangements abzielt oder ob sie das Bewohnen gemeinsamer Räume anspricht. Unterschiedliche französische Begriffe („ménage“ oder „foyer“) können demnach zu unterschiedlichen Haushaltszählungen führen.

Bislang dokumentiert kaum ein sozialwissenschaftliches Umfrageprojekt seine Frageintentionen und seinen Übersetzungsprozess in derart ausführlicher Weise (Harkness 2007:17). Während groß angelegte Projekte zumindest noch ihre Fragebögen veröffentlichen, erfüllen kleinere Studien zumeist nicht einmal diese Mindestanforderung. Legen sie ihre Messinstrumente offen, so publizieren sie in der Regel nur die englischen Quellfragebögen (Harkness 1999:126). Zu Recht sieht Harkness (1999:134) hier noch großen Nachholbedarf.

4. Beispiele aus der Forschungspraxis

Die Kulturen vergleichende Umfrageforschung beschäftigt sich schon seit ihrer Entstehung mit dem Übersetzungsproblem. Vor allem in der Anfangszeit wurde das Thema dennoch oft vernachlässigt. Ein berühmtes Beispiel liefern Hofstede's umfangreiche Studien zu seinem wegweisenden Werk *Culture's Consequences*. Der Psychologe befragte Ende der 1970er Jahre etwa 116.000 Mitarbeiter der Firma IBM in über 50 Ländern nach ihren Werten im Arbeitsleben. Seine Daten ordnete er vier (später fünf) Kulturdimensionen zu, mit deren Hilfe er Nationalkulturen kontrastiert. Hofstede's Studie gilt als Klassiker der Interkulturalitätsforschung, doch die Übersetzungen seiner Fragebögen entsprechen längst nicht mehr den Qualitätsstandards. Die meisten Sprachversionen legte er lediglich bilingualen IBM-Mitarbeitern zur Durchsicht vor, anstatt sie durch Rückübersetzungen überprüfen zu lassen. Hofstede gibt zu, das Übersetzungsproblem nicht perfekt gelöst zu haben, vertraut aber dennoch auf die Qualität seiner Messinstrumente. Seine „pragmatische, unwissenschaftliche“ (Hofstede 1980:45ff.) Vorgehensweise rechtfertigt er mit dem ohnehin schon immensen organisatorischen Aufwand seines umfangreichen Projekts und den damit verbundenen finanziellen und zeitlichen Restriktionen. Dies ist verwunderlich, zumal der Psychologe an anderer Stelle (Hofstede 1980:21) durchaus Problembewusstsein artikuliert. Methodische Mängel lassen sich nicht durch schiere Datenmasse ausgleichen.

Wie die Richtlinien des *European Social Survey Programme* (Harkness 2007) zeigen, gelten gute Übersetzungen heute als zentrales Qualitätskriterium für interkulturelle Befragungen. Dass aber selbst aufwändige Teamübersetzungen, Vorstudien

und Dokumentationen keine vollkommene Bedeutungsäquivalenz sichern können, zeigt ein Blick auf die Messinstrumente der *World Values Survey*. Der englische Originalbogen der Befragungsrunde 2006 (World Values Survey 2006a, im Folgenden WVS 2006a) sowie seine deutsche Übersetzung (World Values Survey 2006b, im Folgenden WVS 2006b) stehen auf der Projekthomepage zum Download bereit. Eine Reihe von Items weckt Zweifel an der Äquivalenz beider Versionen.

In einem Fragekomplex beispielsweise sollen die Testpersonen auf einer Zehnpunktskala bewerten, ob bestimmte Handlungen für sie „never justifiable/unter gar keinen Umständen in Ordnung“ (Skalenpunkt 1) oder „always justifiable/in jedem Fall in Ordnung“ (Skalenpunkt 10) sind. Die englische Teilfrage „For a man to beat his wife“ (WVS 2006a:175) übersetzen die Forscher mit „Wenn einem Mann bei seiner Frau mal die Hand ausrutscht“ (WVS 2006b:39). Die ursprüngliche Formulierung spricht Testpersonen deutlich auf häusliche Gewalt an, während die deutsche Version eine verharmlosende Umschreibung wählt und impliziert, der Ehemann habe nur einmal im Affekt zugeschlagen und dies anschließend bereut. Erzielt dieses Item hierzulande einen höheren Skalenwert als in den USA, so ist dies nicht zuletzt auf seine Wortwahl zurückzuführen.

Verzerrungseffekte sind auch zu erwarten, wenn die Aussage „On the whole, men make better political leaders than women do“ (WVS 2006a:165) mit „Wenn man mal ehrlich ist, dann sind Männer bessere Politiker als Frauen“ (WVS 2006b:23) wiedergegeben wird. Das englische „On the whole“ könnte wörtlich als „im Großen und Ganzen“ übersetzt werden. Dennoch wählen die Übersetzer eine Einleitung, die der Entschuldigung sozial unerwünschter Meinungen dient. Die Wirkung dieses Übersetzungsfehlers ist unklar: Warnt die deutsche Formulierung Probanden vor einer politisch unkorrekten Antwort oder erleichtert sie durch eine vorformulierte Entschuldigung die Zustimmung zu einer diskriminierenden Aussage?

Probanden interpretieren eine Frage jedoch nicht nur nach konstanten Konnotationen ihrer Formulierung, sondern ziehen dazu auch zeitgeschichtliches Hintergrundwissen heran. In der *World Values Survey* zeigt sich dieser Effekt bei einem Item, das die Einstellung der Testpersonen zum Krieg abfragt. Die Einleitung dazu lautet in der deutschen Version: „Wir hoffen natürlich alle, dass es nie mehr einen Krieg gibt“ (WVS 2006b:25). Der Zweite Weltkrieg endete bereits 60 Jahre vor der Befragung, deutsche Probanden blickten also auf eine ungewöhnlich lange Friedenszeit zurück. Die Vereinigten Staaten dagegen befanden sich 2006 im Krieg mit dem Irak.

Während die Medien fast täglich von neuen Anschlägen auf amerikanische Soldaten berichteten, erschien die Hoffnung, „nie mehr“ einen Krieg zu erleben, kaum plausibel. Die Umfrageforscher leiteten das Item daher mit folgendem Satz ein: „Of course, we all hope that there will not be another war“ (WVS 2006a:166). Je nach Einstellung kann die Testperson diese Formulierung positiv als „kein Krieg mehr“ oder negativ als „nicht noch ein Krieg“ interpretieren. Das Beispiel zeigt, wie stark die Interpretation vieler Fragen vom kulturellen Kontext abhängt.

Auch Probleme mangelnder Skalenäquivalenz zeigen sich in den Fragebögen der *Word Values Survey 2006*. Um das Selbstbild ihrer Testpersonen zu erfassen, lassen amerikanische Forscher eine Reihe von Personenbeschreibungen bewerten: „Please indicate for each description whether that person is very much like you, like you, somewhat like you, a little like you, not like you, or not at all like you“ (WVS 2006a:167). Ihre deutschen Kollegen übersetzen: „Ich [...] möchte Sie bitten, mir an Hand dieser Liste anzugeben, ob die jeweilige Person Ihnen vollkommen ähnlich, sehr ähnlich, ziemlich ähnlich, etwas ähnlich, kaum ähnlich oder gar nicht ähnlich ist“ (WVS 2006b:26). Die zustimmenden Ausdrücke der deutschen Skala sind stärker gewählt als ihre englischen Entsprechungen. „Vollkommen“ übertrifft „very much“ und „sehr ähnlich“ ist eine deutlichere Aussage als „like you“. Umgekehrt beinhaltet Skalenpunkt fünf (not like you/kaum ähnlich) im Original eine stärkere Ablehnung als in der Übersetzung. Wenn die Antwortoptionen nicht äquivalent sind, lassen sich die Befragungsergebnisse aus den USA und aus Deutschland nur bedingt vergleichen.

5. Schlussfolgerung

Der Blick auf den englischen Originalfragebogen der *World Values Survey* und seine deutsche Übersetzung zeigt, dass vollkommene Bedeutungsäquivalenz auch mit den neuesten Forschungserkenntnissen nicht zu erreichen ist. Obwohl inzwischen umfangreiche Literatur zum Übersetzungsproblem vorliegt, können Umfrageforscher die Richtung und Stärke des Verzerrungseffekts noch nicht genau bestimmen (Grimm et al. 1999:490). Die Ergebnisse Kulturen vergleichender Umfragen müssen daher mit der nötigen Distanz betrachtet werden. Während Übersetzerteams groß angelegter Forschungsprojekte das Problem zumindest ernst nehmen und sich um die bestmögliche Annäherung an den Originalfragebogen bemühen, wird das Problem in kleineren Befragungen vielfach ignoriert (Su und Parham 2002:581). Smith (2004a:431) zufolge beginnen drei Viertel der Studien im Bereich der Kul-

turen vergleichenden Psychologie ohne selbstkritische Vorüberlegungen mit empirischen Erhebungen. Dieser alarmierende Befund mahnt jeden Kulturwissenschaftler zur Vorsicht. Wer Kulturbeschreibungen aus methodisch fehlerhaften Studien kritiklos zitiert, verletzt die wissenschaftliche Sorgfaltspflicht.

Literatur

Benedict, R. (2006): *Die Chrysantheme und das Schwert: Formen der japanischen Kultur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bernard, R. (2000): *Social research methods: Qualitative and quantitative approaches*. Thousand Oaks, CA: Sage.

Berry, J. (1980): Introduction to methodology. In: Berry, J. / Triandis, H. (Hg.): *Handbook of cross-cultural psychology. Vol. 2: Methodology*. Boston: Allyn and Bacon, S. 1-28.

Bolten, J. (2001): Kann man Kulturen beschreiben oder erklären, ohne Stereotypen zu verwenden? Einige programmatische Überlegungen zur kulturellen Stilforschung. Online-Dokument: <http://www2.uni-jena.de/philosophie/iwk/publikationen/kulturbeschreibung.pdf> [25.04.2009].

Braun, M. / Scott, J. (1998): Multidimensional scaling and equivalence: Is having a job the same as working? In: Harkness, J. (Hg.): *ZUMA-Nachrichten Spezial Band 3: Cross-cultural survey equivalence*. Mannheim: ZUMA, S. 129-144.

Brislin, R. (1986): The wording and translation of research instruments. In: Lonner, W. / Berry, J. (Hg.): *Field methods in cross-cultural research. Cross-cultural research and methodology series Vol. 8*. Beverly Hills, CA: Sage, S. 137-164.

Chang, H.-C. / Holt, G. (1991a). More than relationship: Chinese interaction and the principle of *guan-hsi*. *Communication Quarterly*. 39, S. 251-271.

Chang, H.-C. / Holt, G. (1991b). The concept of *yuan* and Chinese interpersonal relationships. In: Ting-Toomey, S. / Korzenny, F. (Hg.): *Cross-cultural interpersonal communication*. Newbury Park, CA: Sage, S. 28-57.

Chang, H.-C. (2002). The concept of *yuan* and Chinese conflict resolution. In: Chen, G. / Ma, R. (Hg.): *Chinese conflict management and resolution*. Westport, CT: Greenwood, S. 19-38.

Chen, G. (2004): *Feng shui* and Chinese communication behaviors. In: Chen, G. (Hg.): *Theories and principles of Chinese communication*. Taipei: WuNan, S. 483-502.

Chen, G. (2007). The impact of *feng shui* on Chinese communication. *China Media Research*. 3(4), S. 102-109.

Chen, G.-M., Miike, Y. (2006): The ferment and future of communication studies in Asia: Chinese and Japanese perspectives. *China Media Research*. 2(1), S. 1-12.

Chen, V. (1991): *Mien tze* at the Chinese dinner table: A study of the interactional accomplishment of face. *Research on Language and Social Interaction*. 24(2), S. 109-140.

Chung, J. (2004). The *qi* communication theory and language strategy. In: Chen, G. (Hg.): *Theories and principles of Chinese communication*. Taipei: WuNan, S. 517-539.

Comparative Survey Design and Implementation Initiative (2008): Cross-cultural survey guidelines: VI. Translation. Online-Dokument: <http://ccsg.isr.umich.edu/translation.cfm> [25.04.2009].

Condon, J. / Yousef, F. (1975): *An introduction to intercultural communication*. Indianapolis: Bobbs-Merrill.

Eco, U. (2003): *Quasi dasselbe mit anderen Worten. Über das Übersetzen*. München: Carl Hanser Verlag.

Feng, H. (2004): *Keqi* and Chinese communication behaviors. In: Chen, G. (Hg.): *Theories and principles of Chinese communication*. Taipei: WuNan, S. 435-450.

Feuser, F. (2006): *Der hybride Raum. Chinesisch-deutsche Zusammenarbeit in der Volksrepublik China*. Bielefeld: Transcript.

Grimm, S. / Church, T. / Katigbak, M. / Reyes, J. (1999): Self-described traits, values, and moods associated with individualism and collectivism: Testing I-C theory in an individualistic (U.S.) and a collectivistic (Philippine) culture. *Journal of Cross-Cultural Psychology*. 30(3), S. 466 – 500.

Hansen, K. P. (2003): *Kultur und Kulturwissenschaft*. 3. durchgesehene Auflage. Tübingen: A. Francke Verlag.

Harkness, J. (1999): In pursuit of quality: Issues for cross-national survey research. *International Journal of Social Research Methodology*. 2(2), S. 125-140.

Harkness, J. (2003): Questionnaire translation. In: Harkness, J. / van de Vijver, F. / Mohler, P. (Hg.): *Cross-cultural survey methods*. Hoboken, NJ: Wiley, S. 35-56.

Harkness, J. (2004): *Questions in translation and questions in translation*. Vortragsmaterialien für das Sheth Foundation / Sudman Symposium on Cross-Cultural Survey Research, 30.09.–02.10.2004, Urbana-Champaign. Online-Dokument: <http://www.srl.uic.edu/shethsudman/presentations/harkness.pdf> [16.07.2009].

Harkness, J. (2007): Round 3 Translation Guidelines. Online-Dokument: http://www.europeansocialsurvey.org/index.php?option=com_docman&task=doc_download&gid=178&Itemid=80 [18.03.2009].

Harkness, J. / Schoua-Glusberg, A. (1998): Questionnaires in translation. In: Harkness, J. (Hg.): *ZUMA-Nachrichten Spezial Band 3: Cross-cultural survey equivalence*. Mannheim: ZUMA, S. 87-126.

Harkness, J. / van de Vijver, F. / Johnson, T. (2003): Questionnaire design in comparative research. In: Harkness, J. / van de Vijver, F. / Mohler, P. (Hg.): *Cross-cultural survey methods*. Hoboken, NJ: Wiley, S. 19-34.

Harkness, J. / van de Vijver, F. / Mohler, P. (2003): Comparative research. In: Harkness, J. / van de Vijver, F. / Mohler, P. (Hg.): *Cross-cultural survey methods*. Hoboken, NJ: Wiley, S. 3-18.

Heringer, H. (2004): *Interkulturelle Kommunikation: Grundlagen und Konzepte*. Tübingen: A. Francke Verlag.

Hess-Lüttich, E. (2003): Interkulturelle Kommunikation. In: Wierlacher, A. / Bogner, A. (Hg.): *Handbuch interkulturelle Germanistik*. Stuttgart: Metzler, S. 75-81.

Hinnenkamp, V. (1994): Interkulturelle Kommunikation – strange attractions. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*. 24, S. 46-74.

Hofstede, G. (1980): *Culture's consequences: International differences in work-related values*. Newbury Park, CA: Sage.

Holt, R. / Chang, H.-C. (2004). *Bao and Chinese interpersonal communication*. In: Chen, G. (Hg.): *Theories and principles of Chinese communication*. Taipei: WuNan, S. 409-434.

Hwang, K.-K. (1997): *Guanxi and mientze: Conflict resolution in Chinese society*. *Intercultural Communication Studies*. 7, S. 17-40.

Ishii, S. (1984): Enryo-sasshi communication: A key to understanding Japanese interpersonal relations. *Cross Currents*. 11(1), 49-58.

Jandt, F. (2007): *An introduction to intercultural communication: Identities in a global community*. Thousand Oaks, CA: Sage.

Kaase, M. (Hg.) (1999): *Qualitätskriterien der Umfrageforschung*. Berlin: Akademie Verlag.

Liebermann, P. (1991): *Uniquely human: The evolution of speech, thought, and selfless behavior*. Cambridge, MA: Harvard University Press.

Ma, R. (2004): *Guanxi and Chinese communication behaviors*. In: Chen, G. (Hg.): *Theories and principles of Chinese communication*. Taipei: WuNan, S. 363-377.

Mohler, P. / Smith, T. / Harkness, J. (1998): Respondents' ratings of expressions from response scales: A two-country, two-language investigation on equivalence and translation. In: Harkness, J. (Hg.): *ZUMA-Nachrichten Spezial Band 3: Cross-cultural survey equivalence*. Mannheim: ZUMA, S. 159-184.

Moon, D. (2002): Thinking about „culture“ in intercultural communication. In: Martin, J. / Nakayama, T. / Flores, L. (Hg.): *Readings in intercultural communication: Experiences and contexts*. 2nd ed. Boston: McGraw Hill, S. 13-20.

Müller-Jacquier, B. (2004): „Cross cultural“ versus Interkulturelle Kommunikation: Methodische Probleme der Beschreibung von Inter-Aktion. In: Lüsebrink, H. (Hg.): *Konzepte der Interkulturellen Kommunikation: Theorieansätze und Praxisbezüge in interdisziplinärer Perspektive*. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag, S. 69-114.

Müller-Jacquier, B. / Whitener, E. (2001): Effective global leadership: The role of linguistic analysis of intercultural communications. In: Mendenhall,

M. / Kühlmann, T. / Stahl, G. (Hg.): *Developing global business leaders: Policies, processes, and innovations*. Westport: Quorum Books, S. 225-241.

Overton, J. / van Dierman, P. (2003): Using quantitative techniques. In: Scheyvens, R. / Storey, D. (Hg.): *Development fieldwork: A practical guide*. Thousand Oaks, CA: Sage, S. 37-56.

Rathje, S. (2003): Ist wenig kulturelles Verständnis besser als gar keins? Problematik der Verwendung von Dimensionsmodellen zur Kulturbeschreibung. *Interculture-Online* 4 (2003). Online-Dokument: http://www.interculture-online.info/info_dlz/Stefanie_Rathje04_03.PDF [25.04.2009].

Roth, J. / Roth, K. (2001): Interkulturelle Kommunikation. In: Brednich, R. (Hg.): *Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*. Berlin: Reimer, S. 391-422.

Roth, J. (2006): Interkulturelle Lernmaßnahmen heute: Neue Realitäten – neue Konzepte. In: Götz, K. (Hg.): *Interkulturelles Lernen/Interkulturelles Training*. 6. Aufl. München: Hampp, S. 115-134.

Saussure, F. (1967): *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Übersetzung der frz. Originalausgabe von 1916. 2. Aufl. Berlin: De Gruyter.

Smith, T. (2003): Developing comparable questions in cross-national surveys. In: Harkness, J. / van de Vijver, F. / Mohler, P. (Hg.): *Cross-cultural survey methods*. Hoboken, NJ: Wiley, S. 69-92.

Smith, T. (2004a): Developing and evaluating cross-national survey instruments. In: Presser, S. et al. (Hg.): *Methods for testing and evaluating survey questionnaires*. Hoboken, NJ: Wiley, S. 431-452.

Smith, T. (2004b): Methods for assessing & calibrating response scales across countries & languages. Vortragsmaterialien für das Sheth Foundation / Sudman Symposium on Cross-Cultural Survey Research, 30.09.–02.10.2004, Urbana-Champaign. Online-Dokument: <http://www.srl.uiuc.edu/shethsudman/presentations/smith.pdf> [17.03.2009].

Su, C.-T. / Parham, D. (2002): Case report – generating a valid questionnaire translation for cross-cultural use. *American Journal of Occupational Therapy*. 56, S. 581-585.

Sudman, S. / Bradburn, N. / Wansink, B. (2004): *Asking questions: The definitive guide to questionnaire design – for market research, political polls, and social and health questionnaires*. San Francisco: Jossey-Bass.

Triandis, H. (1972): *The analysis of subjective culture*. New York: Wiley.

Triandis, H. (1994): *Culture and social behavior*. New York: McGraw-Hill.

Triandis, H. (2004): Dimensions of culture beyond Hofstede. In: Vinken, H. / Soeters, J. / Ester, P. (Hg.): *Comparing cultures. Dimensions of culture in a comparative perspective*. Leiden: Brill Academic Publications, S. 28-42.

Trompenaars, F. / Hampden-Turner, C. (1994): *Riding the waves of culture. Understanding diversity in global business*. Chicago: Irwin Professional Publishing.

Turner, G. (1990): *British cultural studies*. Boston: Routledge.

Whorf, B. (2002): Science and linguistics. In: Bennett, M. (Hg.): *Basic concepts of intercultural communication: Selected readings*. Yarmouth, ME: Intercultural Press, S. 85-96.

World Values Survey (2006a): WVS – United States – 2006. Online-Dokument: <http://www.wvsevsdb.com/wvs/WVSDocumentation.jsp> [06.05.2009].

World Values Survey (2006b): WVS – Germany – 2006. Online-Dokument: <http://www.wvsevsdb.com/wvs/WVSDocumentation.jsp> [06.05.2009].

Xiao, X. (2002): *Li*: A dynamic cultural mechanism of social interaction and conflict management. In: Chen, G. / Ma, R. (Hg.): *Chinese conflict management and resolution*. Westport, CT: Greenwood, S. 39-49.